

16

16-4

Nr. 11
März 1998
6. Jahrgang

FORUM Supervision

LA 000

F7 S9

11

Herausgegeben
von Gerhard Leuschner
und Gerhard Wittenberger

edition
diskord

K

08-8538

LA000
F759
M

FoRuM Supervision

6. Jahrgang, Heft 11, März 1998

Herausgeber:

Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger

Redaktion:

Thomas Behler (Essen) – Werner Bohnert (Harsewinkel) – Klaus-Peter Krahl (Lauterbach) – Angelica Lehmenkühler-Leuschner (Münster) – Franz Leinfelder (Wiesbaden) – Inge Zimmer (Wiesbaden)

Verantwortliche RedakteurInnen für Heft 11:

Franz Leinfelder, Sauerbruchstr. 3, 65203 Wiesbaden
Inge Zimmer, Sauerbruchstr. 3, 65203 Wiesbaden

Ständige MitarbeiterInnen:

Max Bartel (Biel) – Maria Barutzky-Jürgens (Dortmund) – Annemarie Bauer (Heidelberg) – Sabine Behrend (Bielefeld) – Annette Bertrams (Kandern) – Albert Bremerich-Vos (Aachen) – Ursula Dennig (Gelsenkirchen) – Paul Fortmeier (Odenthal) – Renata Fox (Düsseldorf) – Elisabeth Gast-Gittinger (Neuenbürg) – Jörg Gogoll (Marburg) – Elfi Gorges (Krefeld) – Bernadette Grawe (Warburg) – Katharina Gröning (Essen) – Antonius Holz (Haltern) – Angela Klüsche (Freiburg) – Mechthild Midderhoff (Pratjau) – Eva Motamedi (Mühlthal) – Jürgen Peters (Düsseldorf) – Sabine Reese (Odenthal) – Renate Reuß-Schroeder (Klein-Wesenberg) – Helmut Schlosser (Göttingen) – Michaela Schumacher (Köln) – Siegfried Sommer (Emden)

Redaktionsanschrift:

FORUM SUPERVISION, Emsstr. 58, 48145 Münster

Verantwortlich für die Rubrik „Neue Projekte“:

Dr. Werner Bohnert, Reichenbacher Str. 14, 33428 Harsewinkel

Verantwortlich für die Rubrik „Rezensionen“:

Thomas Behler, Lohmühlental 37, 45276 Essen

Verantwortlich für Veranstaltungsankündigungen:

Inge Zimmer, Sauerbruchstr. 3, 65203 Wiesbaden

Erscheinungsweise und Bezug:

FORUM SUPERVISION erscheint halbjährlich (März und Oktober).

Preis des Einzelheftes: DM 18,-

Jahresabonnement: DM 28,- (2 Hefte) zuzüglich Versandkosten.

Das Abonnement verlängert sich jeweils um 1 Jahr, wenn es nicht bis zum 31.12. des laufenden Jahres gekündigt wird.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen oder der Verlag.

Verlag:

edition diskord, Schwärzlocher Str. 104/b, D-72070 Tübingen

Herstellung:

Computer-Satz: Anne Schweinlin, Tübingen

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt

© 1998 edition diskord, Tübingen

ISSN 0942-0045



Inhalt

Vorwort	2
Beiträge	
<i>Mechthild Zeul</i> Die Supervisionsbeziehung im Spiegel der Balint-Gruppe	5
<i>Franz Leinfelder</i> Der Gruppenprozeß in der Balintgruppe. Zur Integration gruppendynamischer Elemente in ein psychoanalytisches Konzept	22
<i>Angelica Lehmenkühler-Leuschner</i> Die institutionsanalytische Balintgruppe: Zum Verstehen psychosozialer Dynamik des Unbewußten in beruflich-institutionellen Situationen	33
<i>Barbara Wiese</i> „... und jetzt auch noch die Balintgruppe!“ Zur Funktion von Balintgruppen in der Supervisionsausbildung	58
<i>Peter Musall</i> Balintgruppenarbeit – ein psychoanalytisches Supervisionskonzept. Anmerkungen zur Ausbildung von BalintgruppenleiterInnen	69
<i>Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger</i> Balintgruppenarbeit im psycho-sozialen Feld der Sozial- und Bildungsarbeit	79
<i>Mario Erdheim</i> Die Hintergründe drängen sich (un-)heimlich auf. Zur Dimension der Unbewußtheit in institutionellen Vorgängen	97
Interview Ein Gespräch über Michael Balint mit <i>Margarete Mitscherlich-Nielsen</i>	107
Rezensionen	117
AutorInnen	126
Vorschau	127
Veranstaltungen	128



88-88

Vorwort

Ihren Namen hat die Balintgruppe von Michael Balint, einem ungarischen Arzt und Psychoanalytiker, der gemeinsam mit seiner Frau Enid in den 50er Jahren an der Tavistock Clinic in London Diskussions- und Forschungsgruppen für Ärzte leitete, in denen Fälle aus den ärztlichen Praxen der TeilnehmerInnen besprochen wurden, um die psychischen Probleme der Patienten besser zu verstehen und dieses Verstehen therapeutisch zu nutzen.

Inzwischen hat sich die Methode der Balintgruppe auch außerhalb der Medizin in vielen Berufsbereichen, in denen eine professionelle Gestaltung einer Beziehung wesentlicher Inhalt ist, auf der ganzen Welt etabliert.

In die supervisorische Szene wurde sie 1976 an der GHK Kassel eingeführt. Dort gab es im Zusatzstudiengang „Supervision für soziale Berufe“ eine Kommission Supervision, in der Gerhard Wittenberger die Idee entwickelte, Balintgruppen als Forschungsinstrument für Lehrsupervision zu nutzen. Dieter Eicke, ein Balintschüler, setzte diese Idee in die Tat um und leitete von 1976 an viele Jahre im Rahmen der Supervisorenausbildung eine Balintgruppe für LehrsupervisorInnen. Gerhard Leuschner führte dann einige Zeit später im Einvernehmen mit dem damaligen geschäftsführenden Direktor Wolfgang Weigand Balintgruppen für AusbildungskandidatInnen einer Supervisorenausbildung an der Akademie für Jugendfragen in Münster ein. Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger waren dann auch die ersten Balintgruppenleiter in einer solchen Ausbildungsgruppe, die selbst Supervisoren waren und die im DAGG mit Eicke entwickelten Kriterien für Balintgruppenleiter erfüllten.

In dieser Zeit gab es heftige Kontroversen, ob Balintgruppen nicht den Psychoanalytikern vorbehalten bleiben müßten, ob Balintgruppen, die um eine institutionsanalytische und gruppensystemische Dimension erweitert wurden, überhaupt noch Balintgruppen genannt werden durften, ob dies das Konzept grundlegend verändere oder nur erweitere u. ä. m. Die möglichen unterschiedlichen Antworten auf diese Fragen implizieren unterschiedliche Entscheidungen, etwa für die geforderten Kompetenzen von BalintgruppenleiterInnen in der Supervisorenausbildung. So gibt es Ausbildungsinstitute, in denen Balintgruppen von Psychoanalytikern geleitet werden, während z.B. im FIS ausschließlich SupervisorInnen mit psychoanalytischer und gruppensystemischer Kompetenz die Balintgruppen im Rahmen der Ausbildung leiten.

Bei den Vorbereitungen zu diesem Heft wurde uns bewußt, daß Balintgruppen von Anfang an unsere supervisorische Tätigkeit begleiteten. Inzwischen leiten wir selbst Balintgruppen, ohne deshalb darauf zu ver-

zichten, auch weiterhin unsere eigenen supervisorischen Konflikte in einer Balintgruppe zu analysieren. Das Thema war uns also vertraut und interessierte uns aus unterschiedlichen Rollen. Wir freuen uns, daß die vielfältigen Aspekte dieser Gruppenarbeit durch die verschiedenartigen Schwerpunkte der einzelnen AutorInnen in diesem Heft repräsentiert sind: Die historische Einbettung von Balintgruppen für Ärzte und von Balintgruppen für SupervisorInnen, das psychoanalytische Konzept von Übertragung und Gegenübertragung, konzeptionelle Erweiterungen durch Gruppendynamik und Institutionsanalyse, Balintgruppen als Bestandteil der Supervisorenausbildung und ein Ausbildungskonzept für BalintgruppenleiterInnen.

Ein wesentliches Anliegen von Balintgruppen ist es, Unbewußtes bewußt zu machen, um zu verstehen, was in der Beziehung zwischen SupervisorIn und SupervisandInnen eine produktive Zusammenarbeit behindert. *Mechthild Zeul* stellt in ihrem Aufsatz dar, wie die Deutung der Übertragungsbeziehung und unauflösbar damit verbunden die Nutzung der Gegenübertragung (das zentrale Mittel ihrer Wahl zum Verständnis fremdpsychischen Verstehens in der Psychoanalyse) auf die Balintgruppe übersetzt werden kann. Sie vermittelt einen anschaulichen Eindruck von der Möglichkeit, unter Nutzung der Gegenübertragung den unbewußten Gruppenprozeß zu deuten und auf diesem Weg die Reinszenierung der Supervisor-Supervisanden-Beziehung zu erkennen und zu verstehen.

Im Anschluß an diese grundlegende Beschreibung des psychoanalytischen Instrumentariums in Balintgruppen weisen *Franz Leinfelder* und *Angelica Lehmenkühler-Leuschner* mit ihren Texten auf methodische Erweiterungen des Konzeptes für Balintgruppen mit SupervisorInnen hin. Franz Leinfelder begründet, warum es auch in psychoanalytisch orientierten Gruppen Situationen geben kann, die sinnvollerweise gruppensystemisch betrachtet und geklärt werden sollten, und er illustriert dies an zwei Szenen aus Ausbildungsgruppen für SupervisorInnen.

Angelica Lehmenkühler-Leuschner betont mit ihrer Arbeit die Bedeutung des institutionellen Kontextes supervisorischer Szenen und die Notwendigkeit, supervisorische Konflikte in ihrer persönlichen und institutionellen Bedeutung zu analysieren, um so den subjektiven Faktor in seinen institutionellen Zusammenhängen zu deuten.

Die beiden folgenden Aufsätze setzen sich mit Ausbildungsfragen unterschiedlicher Art auseinander. *Barbara Wiese* reflektiert die Bedeutung von Balintgruppen als Ausbildungsangebot im Rahmen der Supervisorenausbildung und bewertet diese als wichtige Unterstützung bei der Entwicklung einer supervisorischen Identität und der damit einhergehenden Erkenntnis, daß man sich als SupervisorIn in einen „unendlichen“ Lern- und Veränderungsprozeß begeben hat.

Das Anliegen, BalintgruppenleiterInnen für die Arbeit mit SupervisorInnen auszubilden, war Inhalt einer Kommission im DAGG unter Leitung von Dieter Eicke. Dort scheiterte die Entwicklung einer solchen Ausbildung an unterschiedlichen berufspolitischen Interessen der Berufsgruppen. Danach wurde in Absprache zwischen Dieter Eicke, Gerhard Leuschner, Wolfgang Weigand und Gerhard Wittenberger eine Ausbildung zum Balintgruppenleiter für SupervisorInnen an der Akademie für Jugendfragen geplant. Aufgrund einer schweren Erkrankung von Dieter Eicke und institutionellen Trennungen wurde auch dieses Projekt nicht weitergeführt. Geblieben sind aus dieser Zeit die in der DAGG-Kommission entwickelten Qualitätsstandards für BalintgruppenleiterInnen.

Peter Musall beschreibt in seinem Aufsatz die Rolle des Balintgruppenleiters als eine „dienende“ Rolle, die eine psychoanalytische Grundhaltung und ein damit verknüpft hohes Maß an Wahrnehmungs-, Einfühlungs- und Verstehenspotential braucht. Wie diese Kompetenzen im Burckhardt-Haus erworben werden können, stellt er anhand des dort praktizierten Ausbildungsmodells dar.

Zwei Beiträge in diesem Heft weisen auf die historische Dimension hin. *Margarete Mitscherlich-Nielsen* läßt uns in dem Interview zu Michael Balint ein wenig teilhaben an den Londoner Jahren, in denen Michael und Enid Balint in einer psychoanalytisch an- und aufregenden Umgebung ihre Forschungsgruppen für Ärzte durchführten. Daß dabei am Rande auch Margarete und Alexander Mitscherlich und andere uns aus der Literatur bekannte Pioniere der Psychoanalyse sichtbar werden, macht das Interview zu einem interessanten Stück Psychoanalysegeschichte.

In der Geschichte der Supervision und der Balintgruppen für SupervisorInnen ist der Aufsatz von *Gerhard Leuschner* und *Gerhard Wittenberger* ein wichtiges Dokument. Es ist die überarbeitete Fassung eines Vortrages, der bereits im Supervisionskurs 1981–1983 der Akademie für Jugendfragen gehalten wurde. Sowohl die Begründungen, mit denen die Autoren Balintgruppen als spezifische Methode der Supervision ausweisen, als auch ihre berufspolitischen Reflexionen scheinen uns wenig von ihrer Aktualität eingebüßt zu haben.

Das Heft wird abgerundet durch einen Aufsatz von *Mario Erdheim*, der zwar nicht spezifischen Bezug zu Balintgruppen nimmt, aber mit seiner Auseinandersetzung mit der Dimension der Unbewußtheit in institutionellen Vorgängen nahtlos anschließt an die Diskussion der konzeptionellen Erweiterung des Balintschen Konzeptes durch institutionsanalytische Elemente.

Mechthild Zeul

Die Supervisionsbeziehung im Spiegel der Balint-Gruppe

Zusammenfassung: Die Autorin vertritt die Auffassung, daß die Gruppe, (die Analytikerin) und der vortragende Supervisor die unbewußte Beziehungsstruktur reinszenieren, die sich ursprünglich zwischen ihm und seinem Klienten hergestellt hatte. Mit Hilfe der Gegenübertragung deutet die Analytikerin den unbewußten Gruppenprozeß. Die Autorin konkretisiert dieses methodische Vorgehen anhand von Fallmaterial.

1. Vorbemerkung

Die von Balint insbesondere in den fünfziger Jahren inaugurierten Gruppen mit praktischen Ärzten, die der Erforschung dieses konkreten Berufsfeldes und der Ausbildung der Ärzte für das Verständnis bewußt und unbewußt ablaufender seelischer Prozesse zwischen sich und ihren Patienten dienten, fanden innerhalb der deutschen Psychoanalyse, zunächst insbesondere im Frankfurter Sigmund-Freud-Institut, damals noch unter der Leitung Alexander Mitscherlichs, eine begeisterte Aufnahme. Neben den Gruppen für praktische Ärzte boten das Sigmund-Freud-Institut und niedergelassene Analytiker auch Balint-Gruppen für Theologen, Lehrer und Juristen an (vgl. insbes. Argelander, 1972).¹ Die Einrichtung von Balint-Gruppen ist prinzipiell überall dort indiziert, wo es in der Berufsausübung zu zwischenmenschlichem Austausch innerhalb einer je spezifischen institutionellen Einbindung kommt. Eine Analyse dieser beruflich bedingten Beziehung offenbart nicht selten einen unbewußt wirksamen Konflikt, der die Zusammenarbeit von zwei Personen oder Gruppen erschwert.

Es ist insbesondere Argelanders (vgl. 1972) Verdienst, anhand von ausführlichen Tonbandprotokollen sein Vorgehen bei der Interpretation der Beziehung zwischen dem praktischen Arzt und seinem Patienten – er stellt nur eine Theologen-Gruppe vor – dargelegt zu haben. Er unterscheidet streng zwischen dem sich entwickelnden vorbewußten und bewußten Lernprozeß und dem unbewußten Gruppenprozeß und betont, daß letzterer nicht Gegenstand der Analyse in Balint-Gruppen sein könne. Wie später auszuführen sein wird, nehme ich eine solche Unterscheidung nicht vor, im Gegenteil, ich vertrete die Auffassung, daß mit Hilfe der Deutung des unbewußten Gruppenprozesses das Verständnis für das unbewußte Beziehungsgeschehen zwischen dem vortragenden Supervisor und seinem

Klienten oder seinem Ausbildungskandidaten möglich wird. Die Stellen, an denen der unbewußte Gruppenprozeß scheinbar den Lernprozeß zu hindern scheint, sind für mein Dafürhalten die wertvollsten. Die konsequente Analyse des hier sich aufbauenden Widerstands führt zu einem erweiterten, neuen Verständnis des unbewußten Arrangements zwischen dem Supervisor und seinem Klienten. Es war Freud, der erkannte, daß die Deutung des Widerstands in der Übertragung zu einer Bereicherung analytischen Verstehens führte. Ich möchte hinzufügen, daß Ähnliches für die Gegenübertragungswiderstände zutrifft, die es nicht aus dem Wege zu räumen oder zu überwinden gilt, die vielmehr konsequent in den Verstehensprozeß einzubeziehen sind.

Die Gruppe, von der ich heute berichten werde, besteht seit ca. 8 ½ Jahren. Sie trifft sich regelmäßig ungefähr sechs bis sieben Male im Jahr in meiner Praxis in Frankfurt. Sie besteht aus 8 Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die überwiegend als Lehr-Supervisoren in der Ausbildung und in eigener Praxis tätig sind. Eine Teilnehmerin ist Ärztin in freier Praxis und eine andere Gymnasiallehrerin. Die Zusammensetzung ist im Verlauf der vielen Jahre immer gleich geblieben. Die berufliche Nicht-Homogenität der Gruppe hat sich für die Fallarbeit nicht als nachträglich erwiesen, im Gegenteil, sie ist von den Teilnehmern vielmehr als Bereicherung empfunden worden. Neugierig und interessiert, machten sich die Supervisoren kundig, was sich in einer ärztlichen Praxis und im Kollegium einer großen Schule an zwischenmenschlichen und institutionellen Konflikten bewußt und unbewußt zutrug und umgekehrt lernten die Ärztin und die Lehrerin die Praxis der institutionell organisierten Supervision kennen. Die Nicht-Homogenität der Gruppe stellte allerdings an die Fähigkeit, Bereitschaft und die Flexibilität der Analytikerin, ihre Wahrnehmungseinstellung den Gegebenheiten der verschiedenen Berufsfelder anzupassen, erhöhte Ansprüche. Da das Verständnis der unbewußt konstellierte Konfliktsituationen – und darum handelte es sich überwiegend in unserer Gruppenarbeit – sich eingebettet in die je berufliche Praxis vollzieht, mußte sich meine Wahrnehmung auch auf die konkrete Berufssituation richten, in der sich der oder die Vortragende befand.

Vom Beginn unserer gemeinsamen Arbeit an etablierte sich ein wechselseitiger Lernprozeß zwischen den Gruppenmitgliedern und mir. Für mich bedeutete der Umstand, daß sich die Gruppe als Ganze an mich gewendet hatte und ich nicht, wie ich das aus meiner eigenen psychoanalytischen Praxis mit Gruppen kannte, die einzelnen Teilnehmer aussuchte, eine neue Erfahrung, der ich interessiert abwartend gegenüberstand. Die Existenz einer Fülle von beruflichen und persönlichen, teilweise langjährigen Kontakten der Mehrzahl der Mitglieder der neu gegründeten Gruppe

untereinander erfüllte mich mit Sorge, obgleich ich darin prinzipiell kein Hindernis für unsere zukünftige Arbeit sah. Trotzdem fürchtete ich zunächst, daß die vielfältigen „außergruppalen“ Beziehungen unsere Arbeit in der Gruppe negativ beeinflussen könnten. Im Laufe der gemeinsamen Arbeit stellte sich jedoch diese Beunruhigung als unbegründet heraus. Offenbar wirkten sich die überwiegend positiv gefärbten Beziehungen, die die Gruppenmitglieder außerhalb unserer Sitzungen miteinander verbanden, prinzipiell eher positiv auf die Gruppenarbeit aus im Sinne der Herstellung von Identifizierungen untereinander und mit mir in meiner Rolle als Leiterin. Die hohe Identifizierungsbereitschaft, gepaart mit einer starken bewußten und unbewußten Motivation, unbewußt wirksame Prozesse aufzuklären, die die supervisorische Arbeit mit Ausbildungskandidaten und mit Klienten behinderten, stellten eine wesentliche Voraussetzung für das Gelingen meiner interpretativen Deutungsarbeit dar und ermöglichten die Entstehung eines kreativen Lernprozesses. Die Gruppenteilnehmer ihrerseits setzten sich mit meiner eher aktiv zupackenden, aber gänzlich unautoritären interpretatorischen Vorgehensweise auseinander, die sie im Verlauf unserer langjährigen Arbeit schätzen lernten und mit der sie sich, einige mehr und andere weniger, identifizierten. Ich kann mit Recht sagen, daß die Gruppe ein Klima entwickelte, in dem sich der einzelne an- und aufgehoben fühlte. Dieses positive Gruppenmilieu ermöglichte dem Vortragenden, Situationen, die er als beschämend erlebte, mit Hilfe der Deutung des unbewußten Gruppenprozesses in Einsicht in seine unbewußte Verwicklung mit dem Klienten umzuwandeln, so daß ein kreativer Lernprozeß entstand. Es kam immer wieder vor, daß ein Vortragender unbewußt das Abwehrverhalten seines Klienten mitmachte und es auch noch „unbekümmert“ in der Gruppe reproduzierte und erst im Verlauf der gemeinsamen Aufklärungsarbeit sich dieser unbewußten Identifizierung bewußt wurde.

2. Die Bedeutung von Übertragung und Gegenübertragung für die Deutung des Gruppenprozesses

In jedem menschlichen Beziehungsaustausch laufen beständig Übertragungssprozesse ab. Es ist bekanntlich das Verdienst Freuds, die Entwicklung der Übertragung in der psychoanalytischen Behandlung systematisch beobachtet und ihre Deutung im Dienst des Verstehens von fremdpsychischem, unbewußt determiniertem Erleben systematisch verwendet zu haben. Fetscher (1997) verweist einerseits auf die Verankerung des Freudischen Verständnisses von Übertragung in äußerer Realität, die sich in der

Realitätsunangemessenheit der Übertragung (ebd., S. 200) manifestiere und auf ihre genetische Ausrichtung. Daß Übertragung in Gang kommt, geht auf die Wirksamkeit unbewußt virulenter, verdrängter infantiler Wünsche und Phantasien zurück, die sich in der Übertragung in entstellter Form manifestieren. In Gruppenprozessen laufen selbstverständlich auch beständig Übertragungsprozesse ab, die sich die psychoanalytisch geschulte Leiterin für die Interpretation des Beziehungsgeschehens des jeweils Vortragenden zunutze macht. Nun sind aber in einer Gruppe die Übertragungsprozesse vielfältiger Natur und es bedarf deshalb eines bestimmten methodischen Vorgehens, um sie systematisch für das Verständnis der unbewußten Konfliktkonstellation verwenden zu können.

Im Gegensatz zu Freud ist für mich neben der Interpretation der Übertragungsbeziehung und tatsächlich mit dieser unauflösbar verbunden die Gegenübertragung das Mittel der Wahl bei der Erkenntnis und der Deutung fremdpsychischen Erlebens. Freud (1910) hatte bekanntlich die Gegenübertragung als neurotische Antwort des Analytikers auf seinen Patienten verstanden, die entweder als Widerstandsphänomen durchgängig die psychoanalytische Arbeit behindert oder aber durch bestimmte Übertragungsangebote ausgelöst wird. Das von mir verwendete Gegenübertragungs-Konzept geht auf den von Paula Heimann (1950) in die psychoanalytische Behandlungstheorie eingeführten weitgefaßten Gegenübertragungs-Begriff zurück, der gekennzeichnet ist durch alle Antworten des Analytikers auf seinen Patienten. Heimann hatte ausgeführt: „Unsere Grundannahme besteht darin, daß das Unbewußte des Analytikers das Unbewußte des Patienten versteht. Dieser unmittelbare Rapport in einer tiefen Schicht kommt in Form von Gefühlen an die Oberfläche, die der Analytiker in Antwort auf seinen Patienten wahrnimmt, in seiner ‚Gegenübertragung‘“ (ebd., S. 82). Ich möchte an dieser Stelle die Herkunft der Gefühle aus dem Unbewußten betonen, die in der Gegenübertragung im Analytiker ausgelöst werden, weil in der jüngeren Literatur häufig ein falsches Gegenübertragungs-Konzept vertreten wird, mit dessen Hilfe, unmittelbar vom bewußten Erleben des Analytikers auf das des Patienten geschlossen wird. Wenn beispielsweise in der Analytikerin im Kontakt mit dem Patienten ein Gefühl von Haß entsteht, dann verweist dieses nicht notgedrungen auf den Haß im Patienten. Die Betonung der Herkunft der Gegenübertragung aus dem Unbewußten impliziert vielmehr, daß durch eine bestimmte Reaktion, Haltung oder Äußerung des Patienten in der Analytikerin Gefühle von Haß auftauchen, die zunächst mit ihren unbewußten primären Objektbeziehungen verbunden sind und eigene alte, längst verdrängte Situationen virulent werden lassen, in denen sie aufgrund von übermäßiger Abhängigkeit oder starken Frustrationen mit kindlichem

Haß reagiert hatte. Um nun diese durch die professionell hergestellte Lockerung der eigenen Abwehr im Bewußtsein erfahrbaren Gefühle für das Verständnis unbewußter Vorgänge im anderen einsetzen zu können, bedarf es einer mühevollen Übersetzungsarbeit von eigenem unbewußtem in unbewußtes Erleben des Patienten, um von dort ausgehend, Hypothesen formulieren zu können. Nun bestimmt aber dessen Angebot, unter welcher der verschiedenen unbewußten Motivationen die Analytikerin auszuwählen hat, die – um beim gewählten Beispiel zu bleiben – unbewußt ihren Haß ausgelöst haben. Sie muß in der Lage sein, zwischen unbewußten Konflikten, die durch den Kontakt mit dem Patienten in ihr mobilisiert werden, zu unterscheiden und anderen, die nur mit ihrem eigenen unbewußten Erleben zu tun haben. Racker (1982) hat diese Prozesse behandlungstechnisch mit den Begriffen der konkordanten und der komplementären Gegenübertragung beschrieben und implizit auch analog zum Freudschen Übertragungs-Konzept einen genetischen Aspekt und das Realitätskriterium eingeführt. Im Kontext mit der komplementären Gegenübertragung hatte Racker ausgeführt, daß der „Analysand innere Objekte des Analytikers vertritt (ebd., S. 160) und in der konkordanten Gegenübertragung eigene Kindheitserfahrungen „als Antwort auf vom Analysanden ausgehende Reize“ (ebd., S. 160) wiederhole. Während die unbearbeitete konflikthafte Vergangenheit den Patienten veranlaßt, Übertragung herzustellen, so wird die Gegenübertragung nicht durch die unerledigte Vergangenheit des Analytikers, sondern durch die Gegenwart, nämlich den unbewußt determinierten Kontakt in der psychoanalytischen Behandlung, ausgelöst. Was nun das Verhältnis der Gegenübertragung zur Realität anlangt, dann leben zwar alte, realitätsunangemessene Erfahrungen im Austausch mit dem Patienten wieder auf. Die Notwendigkeit aber, sich im Sinne der Erkenntnis von fremdpsychischem Erleben davon zu distanzieren, gleichsam den Patienten und die eigene Reaktion beobachtend einzuschätzen, situieren den Analytiker in ungleich umfangreicherem Ausmaß in äußerer Realität.

Die Verwendung von Übertragung und Gegenübertragung, so wie sie uns aus der psychoanalytischen Einzelbehandlung vertraut ist zum Zweck der Entschlüsselung unbewußt wirksamer, verdrängter Wünsche und Phantasien des Patienten, soll nun auf ihre Brauchbarkeit innerhalb unserer Balint-Gruppenarbeit untersucht werden. Im Verlauf der gemeinsamen Gruppensitzungen kristallisierte sich folgende Vorgehensweise heraus, die ich im Anschluß an diese Ausführungen anhand von „Fallmaterial“ anreichern und verdeutlichen möchte.² Die Aufmerksamkeit der Analytikerin ist bei ihrem interpretativen Vorgehen auf die wechselseitigen Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse, die die Beziehung des Vortragenden zu seinem Klienten bestimmen, gerichtet. Nun ist ja nicht ohne weiteres im

Sinne eines unbewußten Evidenzerlebens verständlich, was sich zwischen den beiden Gesprächspartnern auf einer unbewußten Ebene zuträgt. Um Zugang zu dieser Dynamik zu gewinnen, gehe ich davon aus, daß der oder die Informantin, die einen „Fall“ in die Gruppe einbringt, mit diesem auf vielfältige Weise, mit seinen bewußten und oder unbewußten Anteilen, mit unbewußten inneren Objekten oder aber auch mit seiner Abwehr identifiziert ist. Der Vortragende fordert nun die Gruppe unbewußt, manchmal aber auch bewußt auf, bei der Reinszenierung dieser Beziehungskonstellation mitzuwirken. Die Gruppe und der Vortragende stellen dann gleichermaßen in gemeinsamer unbewußter Inszenierung die Beziehungsstruktur dar, die sich innerpsychisch vorher zwischen dem Vortragenden und seinem Klienten hergestellt hatte. Auch ich übernehme eine Rolle als Mitspielerin in dieser Aufführung, allerdings distanzieren mich in einem zweiten Schritt von meinem affektiven Eingebundensein in den Gruppenprozeß zum Zweck der Interpretation, so wie dies in der Gegenübertragung im Dienst des Verständnisses von fremdpsychischem Erleben geschieht.

Dieses methodische Vorgehen in der Gruppe fordert selbstverständlich Modifikationen im Kontext mit der Wahrnehmungseinstellung der Analytikerin und ihrer konkreten Interpretationsarbeit im Vergleich mit der analytischen Einzelbehandlung. Der innerpsychische unbewußte Konflikt, der hier eine nur unwesentliche Darstellung außerhalb von sprachlicher Verständigung erfährt, wird in der Gruppe dramatisiert und mit verteilten Rollen eindringlich vorgeführt. Nun habe ich bereits darauf verwiesen, daß ich davon ausgehe, daß die Gruppe mit dem Vortragenden die unbewußte Beziehungsstruktur wiederholt, die vorher zwischen ihm und seinem Klienten bestanden hatte. Darüber bildet sich eine Übertragungsfläche, auf die die Analytikerin mit ihrer Gegenübertragung reagiert. Da die Gruppe aber nicht eine unbewegliche Einheit darstellt, sondern ein sich beständig in Bewegung befindliches Gebilde ist, in dem die einzelnen Mitglieder immer wechselnde Rollen übernehmen, gehe ich davon aus, daß die Gruppe nicht immer als Ganze überträgt, daß vielmehr in bestimmten konkreten Situationen einige Mitglieder sich mit der Funktion der Analytikerin identifizieren und ähnlich wie diese, sich vom unmittelbaren Geschehen distanzierend, Probeidentifizierungen formulieren. In beiden Fällen, sowohl in der Einzelbehandlung als auch in der Gruppenarbeit besteht das Ziel darin, das unbewußt Inszenierte in Worte zu fassen, und ihm einen Sinn zu verleihen. Das Resultat scheint demnach identisch zu sein, nur der Weg, der zur Formulierung von Deutungen führt, ist verschieden. Aber auch das Ergebnis der psychoanalytischen Interpretationsarbeit des Gruppenprozesses, so wie er sich im Austausch mit dem Vortragenden konstituiert, unterscheidet sich von dem in der Einzelanalyse. Der individualgenetische

Aspekt der Übertragung, der in der Einzelanalyse über die Rekonstruktion infantil sexueller Wünsche und Phantasien dem je einzelnen konkreten Patienten ins Bewußtsein gerufen wird, muß zugunsten der Interpretation eines beziehungs-genetischen Aspekts aufgegeben werden. Die Interpretin interessiert sich demnach für die Geschichte des Paares, das der Gruppe vorgestellt wird und nicht für die je einzelne Biographie der Partner.

An diese Überlegungen schließen sich eine Reihe weiterer methodisch technischer Fragen an. Nun werden natürlich die wechselseitigen Übertragungs- und (Gegen)übertragungsprozesse des Paares gespeist aus den je individuellen unbewußten, verdrängten und deshalb virulenten infantilen Wünschen. Eine systematische Deutung – darauf habe ich bereits weiter vorne verwiesen – dieser infantilen Szenarien ist jedoch in der Regel in der Balint-Gruppe ausgeschlossen. Die vom Klienten in die Gespräche mit dem Supervisor eingebrachten (infantilen) biographischen Zusammenhänge gilt es vielmehr immer als unbewußte oder bewußte Beziehungsangebote zu verstehen und zu deuten. Ein Abweichen von diesem Vorgehen ist nur dann möglich, wenn auch nach wiederholten Versuchen der Deutung des Beziehungsgeflechts, das sich zwischen der Gruppe und dem Vortragenden hergestellt hatte, ein Verständnis für die unbewußt determinierte affektive Verwicklung zwischen dem Supervisor und seinem Klienten ausbleibt. Dann kann es schon einmal vorkommen, daß der Gegenübertragungswiderstand des Supervisors zum Gegenstand der Analyse wird, was natürlich die Rekonstruktion von infantil genetischem Material mit einschließt. Diese Veränderung der weiter oben beschriebenen Interpretationsmethode sollte jedoch auf ein Minimum beschränkt bleiben. Dieses Vorgehen verlangt ein hohes Maß an Taktgefühl der einzelnen Gruppenmitglieder untereinander und Flexibilität und Einfühlungsvermögen von der Analytikerin, die in solchen Augenblicken ihre Rolle als „Unterrichtende“ in Psychoanalyse verläßt und zur Therapeutin wird.

In bezug auf die Realitätsverankerung von Übertragung läßt sich folgendes formulieren: Anders als in der Einzelbehandlung, in der sich Übertragungsprozesse zwar spontan herstellen, deren Entstehung aber insbesondere in Hinblick auf die Ausrichtung auf das Ziel der Analyse, nämlich der Aufdeckung unbewußter Erlebniszusammenhänge systematisch gefördert wird, ist die Realitätsverzerrung der Übertragungsvorgänge in einer Balint-Gruppe ungleich geringer. Ihre Realitätsverankerung entspricht ungefähr dem Grad derjenigen, die sich in der Gegenübertragung der Analytikerin manifestiert, die durch den Kontakt mit der Gruppe ausgelöst wird, und nicht durch unbewältigte, verdrängte, nach bewußter Darstellung strebender infantiler sexueller Konflikte. Der geringere Grad der Realitätsverzerrung der Übertragung hängt aber auch mit der Zielsetzung von Supervision

einerseits und mit der Balint-Gruppenarbeit andererseits zusammen, sind doch beide darauf ausgerichtet, Konflikte in einem umschriebenen berufs- und institutionsbezogenen Bereich zu untersuchen.

3. Die Funktion der Gruppe im psychoanalytischen Verstehensprozeß

Aus den oben angeführten Überlegungen ergibt es sich, daß der Gruppe im Erkenntnisprozeß des unbewußten Konfliktgeschehens zwischen dem Vortragenden und seinem Klienten eine besondere Bedeutung zukommt. Wie bereits weiter vorne ausgeführt, orientiert sich die Interpretationsarbeit der Analytikerin – dies wird auch anhand des hier zusammengestellten Materials deutlich – überwiegend an diesem sich unbewußt konstellierenden Beziehungsgeschehen.

Zum besseren Verständnis unseres methodischen Vorgehens sei angemerkt, daß wir an dem Problem, mit dem ein Vortragender oder eine Vortragende die Gruppe konfrontiert, immer so lange arbeiten, bis er oder sie selbst, die Gruppe und die Analytikerin zu dem Schluß kommen, die unbewußte Konfliktdynamik tatsächlich verstanden zu haben. Manchmal erfahren wir in einer späteren Sitzung, wie es nach unseren Interventionen „weitergegangen ist“, in den meisten Fällen jedoch nicht. Es bleibt dem jeweiligen Gruppenmitglied anheim gestellt, ob es uns in einer späteren Sitzung weitere Informationen gibt oder nicht.

3.1. Die Gruppe als strafendes Überich

Bei der Festlegung der Reihenfolge der Vortragenden zu Beginn einer unserer Gruppensitzungen hatte Frau F. ihr Interesse angemeldet, unmittelbar nach der Mittagspause von einer Lehrsupervisandin zu berichten. Sie ließ dann aber zunächst einer anderen Teilnehmerin den Vortritt, die „nur einen kurzen Nachtrag“ zu einem bereits zwei Male besprochenen Problem mit einem Klienten einbringen wollte. Ich überlegte, ob Frau F. mit ihrem Vortrag zögerte, weil sie etwas zu verbergen hatte. Tatsächlich mußten wir dann aus Zeitmangel die endgültige Klärung auf die nächste Sitzung, die vier Wochen später stattfand, verschieben.

Frau F. erzählte für ihre Verhältnisse zögernd und verhalten von ihrer Lehrsupervisandin. Sie sei Geschäftsführerin in einer kleinen Einrichtung für Blinde. Vom ersten Kontakt mit ihr berichtete sie Widersprüchliches. Einerseits sei ihr der eigenartig ungraziöse, eher an einen Affen als einen Menschen erinnernde Gang von Frau I., der Lehrsupervisandin, aufgefal-

len, andererseits sei sie ihr auch sympathisch. Die weiteren Informationen nahmen dann weder die Gruppe noch die Analytikerin für Frau I. ein, sondern brachten insbesondere einige Gruppenmitglieder, offenbar stellvertretend für eine abgewehrte Seite in Frau F., gegen sie auf. Frau I. sei ungeschickt in der „Akquisition“ von geeigneten Supervisanden, halte sich mehr damit auf, am Computer Prospekte für deren Anwerbung zu entwerfen als das Telefon in die Hand zu nehmen oder persönliche Kontakte zu knüpfen, führte Frau F. weiter aus. Ihre Freizeit verbringe sie in einem Fitneß-Studio, wo sie auch eine Funktion inne habe. Als sie partout keinen geeigneten Supervisanden oder geeignete Supervisandin fand, fragte sie kurzerhand die Vorsitzende des Studios, die Leiterin eines Gymnasiums war, ob sie nicht ihre Supervisandin werden wollte. Diese willigte ein. Aber die Supervisionsstunden gestalteten sich als äußerst kompliziert, denn die Supervisandin ließ sich nichts von Frau I. sagen, redete vielmehr beständig und wußte alles besser. In einer der letzten Supervisionsstunden habe ihr Frau I. gesagt, daß sie es mit der Gymnasiallehrerin „satt habe“, berichtete Frau F. Diese hatte auf einem der Feste, die die Mitglieder des Fitneß-Studios mit ihren Angehörigen in regelmäßigen Abständen feierten, lauthals vor den Versammelten von ihren Erfahrungen aus den Supervisionsstunden berichtet, gleichsam zur „Gaudi“ aller Anwesenden. Als Frau F. dies erzählte, verstärkte sich das bereits vorher ihre Erzählung begleitende, erstaunte, mißbilligende Schweigen in der Gruppe. Aus einer der Teilnehmerinnen brach dann auch die Empörung heraus, die sich gegen Frau F. richtete. Wie es möglich sei, daß sie diesen Unfug mitmachen könne, ob sie denn nicht ihre Supervisandin darauf aufmerksam gemacht habe, sich eine für Supervision geeignete Person zu suchen. Andere Teilnehmer und Teilnehmerinnen stimmen ihr zu, offenbar habe Frau I. nicht verstanden, was Supervision sei, meinten sie aufgebracht. Auf diese heftigen Einwände aus der Gruppe reagierte ich einerseits innerlich irritiert, weil ich fürchtete, Frau F. könne sich durch die Attacken verletzt fühlen, und es tauchte in mir das Bedürfnis auf, sie vor den Anschuldigungen in Schutz zu nehmen. Gleichzeitig erinnerte ich aber auch, daß sie eingangs vom affenähnlichen Gang ihrer Supervisandin gesprochen hatte, worin sich ja ein gerütteltes Maß an aggressiver Entwertung von Frau I. verbarg. Ich sagte deshalb, es sehe so aus, als könne die Gruppe problemlos ihrer Aggression Ausdruck verleihen, die es auch in der Beziehung zwischen Frau F. und Frau I. gebe, die dort aber nicht ausbrechen dürfe, weil es sonst möglicherweise zu einem ähnlichen Streit kommen könne wie zwischen Frau I. und ihrer Supervisandin.

Frau F. meinte darauf hin, sie empfinde tatsächlich auch Sympathie mit Frau I., die aus einfachen bäuerlichen Verhältnissen stamme, in denen der

Großvater, einem unumschränkten Herrscher gleich, bestimmt habe, was gut und was schlecht für die Familie sei. Ihr Vater verstarb als sie noch ein Kind war. Mit Unterstützung der Lehrer habe sie dann später ein Gymnasium besucht und studiert. Eine Teilnehmerin schwenkte auf diese Wendung ein und fragte Frau F., ob Frau I. verheiratet sei. Ja, sie sei verheiratet und habe zwei Kinder. Aber offenbar nehme sie es mit der Treue ihrem Ehepartner gegenüber nicht so genau. In jedem der Seminare, an dem sie teilgenommen habe, legte sie sich einen Liebhaber zu. Ihr Mann habe ihr verboten, noch einmal ein Seminar in X. zu besuchen, denn dort habe sich eine intensive, ihm auch bekannte Liebesaffäre zugetragen. Das werfe dann aber ein neues Licht auf ihre Unfähigkeit der „Akquisition“ von Supervisanden. Vielleicht fürchte sie, sich zu verlieben und unterließe es deshalb, intensiv zu suchen, wirft eine Teilnehmerin ein. Die Gruppe beginnt nun, sich Gedanken um Frau I.s Liebesabenteuer zu machen, die scheinbar menschen scheue Frau, die ewig vor dem Computer sitzt, um neue Anwerbeprospekte zu entwerfen, bekommt neue Züge. Einige Teilnehmer fragen Frau F., ob sie sich vorstellen könne, daß Frau I. wirklich so viele Liebesaffären hatte. Als die Gruppe darüber spricht, entfaltet sich jedoch keinerlei libidinöse Atmosphäre. Ich halte nun diese widersprüchlichen Beobachtungen gegeneinander, daß Frau F. von Frau I.s Liebesabenteuern spreche, die Gruppe aber nicht damit anstecke, ob möglicherweise Frau I. und in Identifizierung mit ihr auch Frau F. das Reden vom Fremdgehen dazu diene, von etwas Anderem abzulenken. Etwas, was mit Sympathie zwischen den beiden zu tun habe, dieses „Etwas“ wolle aber Frau F. nicht preisgeben.

Da sie auf meine Deutung schwieg, regte sich in der Gruppe erneut Kritik. Frau F. habe doch dafür zu sorgen, ihrer Supervisandin die bestmöglichen Lernbedingungen zur ermöglichen, diese seien mit der ewig besserwisserischen Gymnasiallehrerin sicherlich nicht gegeben. Auf diese Anschuldigungen reagierte Frau F. mit einer Mischung aus Rechtfertigung und Beschämung. Ja, ja, das habe sie schon getan, sagte sie eilfertig. Frau I. werde diese unfruchtbare Arbeit beenden und denke nun daran, die Kassiererin des Fittneß-Studios in Supervision zu nehmen. Da habe sie es aber mit ihr, Frau F., zu tun bekommen. Sie habe ihr klar gemacht, daß sie damit die bereits gemachte Erfahrung mit der Vorsitzenden des Fittneß-Studios wiederholen werde. Das habe dann Frau I. auch eingesehen, sie werde nun nach einer geeigneten Person Ausschau halten. In der Gruppe machte sich aber weiter Unmut breit, sie gab sich mit den Erklärungen von Frau F. nicht zufrieden, sie müsse doch ihre Supervisandin darüber aufklären, worum es bei der Supervision gehe, meinten einige Mitglieder. Auf der bewußten Ebene hatte die Gruppe natürlich recht, Frau F. hätte Frau I.

darüber informieren müssen. Sie selbst schien sich schuldig dafür zu fühlen, dies unterlassen zu haben, denn sie hatte mit der Präsentation ihrer Arbeit mit Frau I. gezögert. Aber das überichhafte Auftrumpfen der Gruppe machte mich stutzig, und ich versuchte dem Grund auf die Spur zu kommen, der für diese Spaltung in überichhaft vorgebrachte Vorwürfe einerseits und Eigenwilligkeit andererseits verantwortlich war, denn Frau F. hatte sich bestimmt auch etwas dabei gedacht, als sie die einmal begonnene Supervision nicht abbrach. Es schien mir deshalb wichtig, herauszufinden, worin diese Eigenwilligkeit wohl bestehe.

Frau F. überraschte die Gruppe und mich, als sie uns in der nächsten Sitzung einleitend darüber informierte, daß eigentlich nicht mehr viel zu besprechen sei, sie habe inzwischen eine Supervisionsstunde mit Frau I. gehabt, in der sie mit dieser alles geklärt habe. Sie sei einverstanden damit, daß sie ihr die 10 Stunden, die sie bereits miteinander supervidiert hatten, nicht anerkennen werde, und daß die offizielle Anerkennung erst dann beginne, wenn sie eine geeignete Person gefunden habe. Sie sei nun auch bereits auf der Suche und werde sicherlich auch bald jemanden finden. Sie habe sich in diesem Gespräch davon überzeugen können, daß Frau I. eine intelligente Frau sei – in der vergangenen Sitzung hatte eine der Gruppenteilnehmerinnen Zweifel an ihrer Intelligenz geäußert. Nun hatte Frau F. die Überich-Haltung eingenommen und wies die Gruppe in ihre Schranken. Ähnlich gescholten wie sie sich in der vorangegangenen Stunde vorgekommen war, so schalt sie nun die Gruppe und beschuldigte sie, einfühlungslos mit ihr umgegangen zu sein und noch umzugehen. Sie warf den Gruppenmitgliedern vor, ihnen sei alles nicht recht. Sie machte dies daran fest, daß einzelne Teilnehmer die Auffassung äußerten, es gehe bei der plötzlichen Einsicht von Frau I. nicht mit rechten Dingen zu.

Als eine Teilnehmerin fragte, was denn nun tatsächlich passiert sei, brach es plötzlich aus Frau F. heraus. Frau I. sei ein „Arschloch“, sie habe sie in diese unmögliche Situation gebracht, tatsächlich verachte sie sie aufs Tiefste für ihr blödsinniges Engagement im Fittneß-Studio. Außerdem habe sie Angst, daß sie in die (Ausbildungs-)Welt hinausposaunen könne, daß Frau F. eine dubiose Supervision zugelassen habe. Sie fürchte, sie könne ihren Ruf schädigen. Auf diesen plötzlichen Wutausbruch reagierte die Gruppe mit Erleichterung, plötzlich entspannte sich die Atmosphäre. Es war als hätte sie ihren Ärger dort deponiert, wohin er gehörte, nämlich bei Frau F. Die Entspannung und die Ruhe, die sich unter den Gruppenmitgliedern breit machte, ermöglichte es einer Teilnehmerin daran zu erinnern, daß sie gänzlich aus den Augen verloren hätten, daß Frau I. ja als Leiterin in einer Einrichtung für Blinde arbeitete. Frau F., die ebenfalls einen entspannten Eindruck machte, fiel es nun wie Schuppen von den Augen.

Plötzlich wußte sie, worin ihre Sympathie für Frau I. tatsächlich bestand. Sie meinte, die Art und Weise, wie Frau I. ihre Arbeit versee, habe etwas Faszinierendes. Ohne daß die Institution dies von ihr verlangte, denn es gehörte nicht zu ihrer Funktion als Leiterin, hatte Frau I. die Blindenschrift erlernt und tauschte sich darüber mit den Blinden in ihrem Heim aus. Nun erinnerte Frau F. auch, mit welcher herzlicher Anteilnahme und Einfühlung Frau I. von „ihren“ Blinden gesprochen hatte. Sie bewege sich demnach in zwei Welten, in der der Sehenden und in der der Blinden, sagte Frau F. Ihre Schuldgefühle, eine Supervision akzeptiert zu haben, die ihrer Klientin kein optimales Lernen ermöglichte, hatte sie blind gemacht für ihre Angst, es könne herauskommen, daß Frau I. sie fasziniere. Diese Sichtweise der Dinge rückte die Bedeutung des Konflikts an den Platz, der ihm gebührte: tatsächlich hatte er offenbar Frau F.s supervisorische Arbeit behindert. Ihm kam aber nicht die zentrale Bedeutung zu, von der Frau F. und die Gruppe zunächst ausgegangen waren. Wie der Verlauf der beiden Sitzungen zeigte, hatte die Gruppe die Abwehr von Frau F. dramatisch in Szene gesetzt. Erst ihre Durcharbeitung hatte zu dem Ergebnis geführt, daß nicht 10 Supervisionsstunden mit einer angeblich „ungeeigneten“ Person verborgen bleiben sollten. Frau F. wollte vielmehr die verführerische Faszination, die von ihrer Supervisorin ausging, vor sich selbst und den Gruppenmitgliedern geheim halten.

3.2. Ein Konflikt zwischen Überich und Ich

Herr R. berichtet aus der Supervision mit Frau P., der Leiterin einer jüdischen Schule in einer bundesrepublikanischen Stadt. Einerseits habe Frau P. im ersten Gespräch recht allgemein das Ziel, das sie mit Supervision anstrebe, formuliert, nämlich an ihrem Arbeitsplatz sicherer werden zu wollen. Zugleich schilderte sie Herrn R. eine recht komplizierte Situation, mit der sie sich in der Schule konfrontiert sah. In jüngster Zeit hätte sich ein großer Teil des Kollegiums zusammengeschlossen, um ein Mitspracherecht bei schulischen Angelegenheiten zu fordern, einem Personalrat in staatlichen Schulen vergleichbar. Diese Form der kollegialen Organisation sei jedoch innerhalb der jüdischen Schule, die direkt dem jüdischen Gemeinderat unterstellt sei, aufgrund ihres Status als Privatschule ausgeschlossen. Als Frau P. die Kollegen von diesem Sachverhalt unterrichtete, gaben sie ihren ursprünglichen Plan auf und begannen, als Gruppe fachliche Themen zu diskutieren. Aus der Erzählung von Herrn R. wird nicht recht klar, ob Frau P. diese Treffen weiterhin als Bedrohung ihrer Position empfindet. Im Fortgang ihrer Gespräche mit ihm unterrichtete sie ihn von einem weiteren Problem, das sie sehr beschäf-

tigte. Ihr Stellvertreter hatte sich hinter ihrem Rücken an die Verantwortlichen im Gemeinderat gewendet, um sie dort schlecht zu machen und sein Interesse anzumelden, ebenso weisungsbefugt zu sein wie sie. In diesem Gremium habe man sich darauf geeinigt, daß er ihr zwar nach außen weiterhin unterstellt bleibe, daß er aber im Innenverhältnis (innerhalb des Kollegiums) die gleichen Machtbefugnisse haben solle wie Frau P. Worin diese im einzelnen konkret bestanden, war nicht in Erfahrung zu bringen, ebenso wenig wie der Inhalt der Klagen des stellvertretenden Leiters über Frau P. dem Gemeinderat gegenüber. Herr R. teilt der Gruppe mit, er finde sich in diesem „Durcheinander“ der mangelnden Abgrenzung der Kompetenzen nicht zurecht. Es sei nicht nur unklar, wer nun eigentlich das Sagen habe, Frau P. oder ihr Stellvertreter. Es gebe noch eine weitere Merkwürdigkeit an der Schule. Die Sekräterin unterhalte neben ihren schulischen Verpflichtungen ein Reisebüro und verkaufe in ihrer Dienstzeit Billigtickets für Israel-Flüge. Damit habe sie natürlich einen großen Erfolg. Er vermutet, daß der Gemeinderat davon weiß, aber nicht dagegen einschreitet, sondern das Geschäft der Sekräterin sogar noch mit Wohlwollen verfolge.

Der Gruppe ist das Verhalten der Rektorin unverständlich. Sie tappt ähnlich wie Herr R. im Dunkeln. Sie will zunächst Ordnung in das „Durcheinander“ bringen, indem sie versucht, die „wirklichen“ Beweggründe für den Supervisionswunsch von Frau P. herauszufinden. Herr R. präzisiert, er glaube, es gehe ihr darum, sich mit Hilfe der Supervision einen Handlungsspielraum am Arbeitsplatz zu eröffnen, denn sie fühle sich den Ereignissen dort ausgeliefert, ohne recht zu wissen, wie sie reagieren solle. Sie habe ihm bereits mitgeteilt, daß sie angesichts des Drucks, der auf sie ausgeübt werde, nicht wisse, ob sie „weitermachen“ könne und wolle. Ich gebe zu bedenken, daß die Gruppe doch offenbar vermute, daß das „Durcheinander“ in Frau P. und weniger in ihrer Umgebung zu suchen sei. Auf meine Intervention hin beginnen sich einige Gruppenmitglieder zu fragen, wie man sich Frau P.s Haltung ihrem Stellvertreter gegenüber erklären müsse. Es sei doch recht merkwürdig, daß sie dessen Machenschaften nicht stoppe. Sie machen sich außerdem Gedanken über ihre Fähigkeit, aktiv Leitung zu übernehmen, da sie sich kampfflos der Entscheidung der Verantwortlichen innerhalb des Gemeinderats gebeugt, sich unterworfen habe, anstatt zu kämpfen. Die Gruppe rätselt dann auch noch an einem andern Detail herum. Einige Mitglieder fragen sich, woher Frau P. ihre Informationen über die Funktionen des Personalrats an staatlichen Schulen habe. Außerdem unterscheide sich ihr aktives Verhalten, mit dem sie eindeutig Stellung bezogen habe, als sie die Kollegen über die Unmöglichkeit einer politischen Vertretung im Sinne eines Personalrates

aufklärte, von ihrer unklaren, ja unterwürfigen Haltung, als es darum ging, ihren Stellvertreter in seine Schranken zu weisen.

Der Hinweis der Analytikerin auf das „Durcheinander“ in Frau P. hatte in der Gruppe einen Klärungsprozeß in Gang gesetzt, der es nun Herrn R. ermöglichte, mit Hilfe einiger wesentlicher biographischer Daten einen ersten Hinweis auf den Grund für ihr passives Verhalten in der Schule zu geben. Frau P. sei keine Jüdin. Weder ihre Mutter noch ihr leiblicher Vater seien Juden. Ihr Vater habe Selbstmord begangen, als sie ca. 5 Jahre alt war. Später heiratete die Mutter wieder – diesmal einen jüdischen Mann und konvertierte zum Judentum. Aus der zweiten Ehe ging ein Halbbruder hervor. Ihr Stiefvater, den sie angebetet und verehrt habe, adoptierte sie jedoch nicht. Die Gruppenmitglieder begannen, sich Gedanken über die Beziehung zwischen Frau P. und ihrer Mutter zu machen, die eine neue Familie gegründet habe – wovon sie allerdings ihre Tochter ausschloß. Herr R. steuerte nun eine weitere biographische Facette bei. Frau P. habe auch einen jüdischen Mann geheiratet und gehöre der jüdischen Gemeinde ihrer Stadt an. Die habe ihr die Stelle als Rektorin an der jüdischen Schule angeboten. Bis dahin sei sie Lehrerin an einer staatlichen Schule gewesen. Die Gruppe stellt nun die Überlegung an, ob Frau P. mit ihrer eigenen Heirat die Kränkung durch ihre Mutter habe wettmachen wollen. Als ihr die Stelle der Rektorin an der jüdischen Schule angeboten wurde, übertrumpfte sie sogar die Mutter, die nie berufstätig war. Mit ihrer Heirat und der Stellenübernahme hatte sie endlich den begehrten Zugang zur (jüdischen) Familie gefunden.

Ich wies die Gruppe darauf hin, daß Frau P. an ihrem Arbeitsplatz überwiegend Probleme mit Männern habe, gegen die sie nicht aufbegehren könne, deren Entscheidungen sie sich vielmehr unterwerfe. Vielleicht sollten wir unseren Informanten, Herrn R., befragen, wie er denn die Supervisandin erlebe und ob er denn glaube, daß sich die Gruppe auf der richtigen Fährte befinde. Dieser meint, er erlebe Frau P. als angenehm, sie sei eher schmal und zierlich und sehe jünger aus, als sie tatsächlich sei. Er glaubt, sich zu erinnern, daß sie Mitte bis Ende 40 sei, wenn er allerdings von ihrem Äußeren ausgehe, dann könne sie durchaus auch erst 35 Jahre alt sein. Er beginnt nun von Frau P.s Beziehung zu ihrem Halbbruder zu sprechen, den sie einerseits vergöttert und bewundert habe, dem sie sich aber auch hoffnungslos unterlegen fühlte, gehörte er doch zur Familie, sie aber nicht. Aus den weiteren Einfällen von Herrn R. wird deutlich, daß er davon ausgegangen war, für seine Supervisandin diesen bewunderten Halbbruder zu repräsentieren. Die Gruppe folgte ihm in dieser Annahme, es spreche ja einiges dafür, vor allem die überwiegend positive Beziehung zwischen Herrn R. und Frau P. Als dieser dann aber berichtet, der Mann

von Frau P. sei strikt gegen die Supervision, er habe ihr auch bereits angedeutet, daß es wohl besser sei, sie so bald als möglich zu beenden – tatsächlich hatte die Supervisandin auch in der letzten Zeit die Stundenfrequenz verringert – kommt in mir die Phantasie auf, daß Herr R. ganz sicherlich nicht den jüdischen Halbbruder darstelle, sondern den nicht-jüdischen, früh verstorbenen leiblichen Vater von Frau P. Die von ihr in das Gespräch mit Herrn R. eingebrachte Diskrepanz zwischen ihrem Wunsch nach Supervision und der ablehnenden Haltung ihres Mannes diesem gegenüber hatte mich auf diese Idee gebracht. Es sprachen aber noch eine Reihe anderer Details für diese Annahme. Herr R. kannte sich in jüdischen Angelegenheiten nicht aus, er erlebte die schulische Organisation als „Durcheinander“. Es fiel ihm auch schwer, die Kompetenzen der jüdischen Organisationen, die Stellung der Schule, die des Gemeinderates einzuordnen. Da aber die Gruppe in Identifizierung mit Herrn R. weiter über ihre Beziehung zum Halbbruder nachdachte, hielt ich zunächst meine Überlegung zurück, um den geeigneten Augenblick für diese Intervention abzuwarten.

Obwohl die Gruppenmitglieder zuvor einen möglichen Konflikt zwischen Mutter und Tochter erwogen hatten, erschien ihnen das Verhalten des Stiefvaters, der Frau P. nicht adoptiert hatte, nicht als hinterfragenswert. Die Gruppe begann nun vielmehr über die möglichen Motive für den Selbstmord des leiblichen Vaters von Frau P. zu spekulieren. Es tauchte sogar die Phantasie auf, daß er möglicherweise aufgrund einer unbewältigten Nazi-Vergangenheit Selbstmord begangen habe. Die Gruppenmitglieder stellten dann auch Überlegungen darüber an, ob der Stellvertreter von Frau P. für sie Züge des verstorbenen Vaters habe. Der Hintergrund für diese Reflexion bestand in einer vage vermuteten Täterschaft des toten Vaters. Die Schwierigkeit der Gruppe, sich von einer ihm unterstellten Nazi-Vergangenheit zu distanzieren, ruhte auf einem durch den Nazi-Terror verursachten, von Schuldgefühlen gespeisten Philosemitismus auf, für den die Zuordnung von Opfer und Täter als unverrückbar feststand. Ich sagte deshalb an dieser Stelle, daß sich die Gruppe offenbar aufgrund der bewußt/unbewußten Teilhabe an diesem kollektiven Bewußtsein, das sich bei einem Teil der deutschen Bevölkerung in Auseinandersetzung mit der jüngsten deutschen Vergangenheit herausgebildet habe, schwer täte, Frau P.s Probleme an der Schule zu verstehen. Nun fragte ich Herrn R., ob er sich nicht vorstellen könne, für Frau P. den früh verstorbenen toten Vater zu repräsentieren, an den sie sich unbewußt mit der Bitte wende, ihr aus ihrer pathologisch begründeten Unterwerfung unter die Juden in ihrer Umgebung, den Stiefvater, den Stellvertreter, die Gemeindeglieder herauszuhelfen, nach deren Liebe und Anerkennung sie sich sehne, zu

deren Familie sie gehören wolle, die sie aber zugleich auch unbewußt als Angreifer erlebe. Wir erarbeiteten gemeinsam, daß das Motiv für die Supervision sich demnach überwiegend aus diesem unbewußten Konflikt speise. Die Art und Weise, wie Frau P. den Problemen an der Schule begegne, müsse man als Symptom eines gravierenden Identitätskonflikts verstehen. Offenbar vermute sogar ihr Mann bereits, daß ihr Supervisionswunsch eher aus unbewußten Motiven heraus erklärbar sei, als daß er sich einer sachlichen Überlegung verdanke; deshalb wolle er sie ja auch veranlassen, die Supervision zu beenden.

Es fällt Herrn R. zunächst schwer, in sich den toten Vater von Frau P. anzuerkennen, auch die Guppe hatte Probleme damit, von dem kollektiv vermittelten Verständnis vom Verhältnis von Opfern und Tätern Abstand zu nehmen, um den unbewußten Konflikt der Rektorin verstehen zu können. An der Schwierigkeit der Gruppenmitglieder, sich von dieser historisch begründeten Opfer-Täter-Beziehung zu distanzieren, um Verständnis für die unbewußten Konflikte von Frau P. zu mobilisieren, läßt sich ansatzweise das Ausmaß der unbewußten Verstrickung von Herrn R.s Supervisandin ablesen, die sich ihrerseits zum Opfer der Opfer machte und ihnen damit die Täterrolle zuschob. Offenbar war die Verunsicherung, die durch die Supervision ausgelöst worden war, obgleich keines der weiter oben erwähnten Themen angesprochen worden war, oder besser gesagt, weil sie nicht aufgegriffen wurden, für sie so unerträglich, daß sie sich einmal mehr der Initiative der (jüdischen) Männer in ihrer Umgebung unterwarf, um auf diese Weise ihr bedrohtes innerpsychisches Gleichgewicht nicht noch weiter zu labilisieren. In einem Gespräch mit Herrn R. einige Wochen nach dieser Gruppensitzung erfuhr ich, daß Frau P. auf das „Betreiben ihres Mannes“ hin die Supervision beendet habe.

3.3. Abschließende Überlegungen

Die beiden weiter oben dargestellten Beispiele beleuchteten das methodisch-interpretative Vorgehen der Analytikerin in den Balint-Gruppensitzungen. Im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit steht das durch unbewußte Motive konstellierte dramatisch aufgeführte Beziehungsgeschehen zwischen der Gruppe und einem oder einer Vortragenden. Psychoanalytisch strukturhypothetisch verstanden, geht es im ersten Beispiel um einen Konflikt des Überichs mit verpönten Es-Impulsen, dem das Ich hilflos ausgeliefert ist. Das zweite Beispiel verdeutlicht, wie kollektives Bewußtsein, das sich u. a. aus unbewußten Schuldgefühlen speist, individuelles Verstehen behindert. Strukturell formuliert, spielt sich dieser Konflikt zwischen dem Überich und dem Ich ab.

Das hier zusammengetragene Material verdeutlicht, wie unbewußte Konflikte ein angemessenes Arbeiten in der Supervision behindern und in manchen Fällen sogar unmöglich machen. Das Wissen der Supervisoren um die unbewußte Determinierung bewußten Erlebens und Handelns schärft die Eigen- und Fremdwahrnehmung, eröffnet eine kritische Distanz der eigenen Reflexion und eigenem Handeln gegenüber und schützt vor übereilter psychologischer Klassifizierung der Gesprächspartner.

Anschrift der Verf.: Mechthild Zeul, Pza. Ciudad de Viena, 6, Apto. 1017, E-28040 Madrid

Anmerkungen

1. Es ist hier nicht der Ort, auf die Weiterentwicklung des Balint-Gruppenkonzepts innerhalb der bundesrepublikanischen Psychoanalyse einzugehen. Ich möchte deshalb den interessierten Leser auf die Arbeit von Becker (1991) verweisen, in der sich eine Menge bibliographischer Hinweise findet.
2. Aus Diskretionsgründen kann ich leider meine theoretisch-methodischen Hypothesen zur psychoanalytischen Interpretationsarbeit in Balint-Gruppen nicht mit der Fülle des Materials belegen, die diese Überlegungen anschaulich gemacht hätte.

Literatur

- Argelander, H. (1972): Gruppenprozesse. Wege zur Anwendung der Psychoanalyse in Behandlung, Lehre und Forschung. Reinbek (Rowohlt TB).
- Becker, H. (1991): Balint-Gruppen. Eine psychoanalytische Kritik. *Psyche*, 45, 38–60.
- Fetscher, R. (1997): Übertragung und Realität. *Psyche*, 51, 195–238.
- Freud, S. (1910): Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie. *G. W. VIII*, 103–115.
- Heimann, P. (1950): On Countertransference. *Int. J. Psycho-Anal.*, 13, 81–84.
- Racker, H. (1982): Übertragung und Gegenübertragung. München, Basel (Reinhardt).

Der Gruppenprozeß in der Balintgruppe

Zur Integration gruppenspezifischer Elemente in ein psychoanalytisches Konzept

Zusammenfassung: Der Autor stellt das psychoanalytische Konzept Michael Balints für Fallbesprechungsgruppen mit Ärzten dar, um anschließend die konzeptionelle Ergänzung mit gruppenspezifischen Elementen in Balintgruppen für SupervisorInnen zu beschreiben. Mit zwei exemplarischen Szenen aus Ausbildungsgruppen für SupervisorInnen begründet er die Notwendigkeit, in aktuellen Konfliktsituationen gruppenspezifische Klärungsprozesse zu ermöglichen.

Gruppenspezifische Prozesse ereignen sich in jeder Gruppe, selbstverständlich auch in Balintgruppen. Die klassische Balintgruppe, etwa für Ärzte, setzt jedoch Bedingungen, die eine von den vorgetragenen Fällen unabhängige Beziehungsdynamik möglichst wenig fördert: Die Teilnehmer sind Ärzte in niedergelassener Praxis und sollen nicht in beruflicher Beziehung stehen, sie treffen sich ausschließlich für die Zeit der gemeinsamen Fallarbeit, und diese ist begrenzt auf wöchentlich oder vierzehntägig zwei Stunden. Der Leiter, die Leiterin bemüht sich um ein angst- und rivalitätsminderndes Klima. In diesem Setting versteht der Balintgruppenleiter – ein ausgebildeter Psychoanalytiker – die Interaktionen der TeilnehmerInnen untereinander und in der Beziehung zum Leiter als einen Spiegel des vorgetragenen Falles und nutzt ihre Deutung zum Verstehen der vorgestellten Arzt-Patient-Beziehung.

Balintgruppen für SupervisorInnen unterscheiden sich von diesen Arztgruppen und es ist daher naheliegend, daß es auch einer konzeptionellen Veränderung und Weiterentwicklung bedurfte. Ärzte stellen einzelne Patienten vor – SupervisorInnen arbeiten vorrangig mit Gruppen oder Teams, und die vorgetragenen Fälle spielen sich in einem institutionellen Kontext ab. Außerdem gibt es häufig private, berufliche oder ausbildungsbedingte Beziehungen der GruppenteilnehmerInnen außerhalb der Balintgruppe. Die Dynamik innerhalb der Gruppe wird also sowohl von den vorgetragenen Fällen als auch von fallunabhängigen Beziehungsvariablen beeinflusst. Ein psychoanalytisch und gruppenspezifisch ausgebildeter Leiter steht also vor der Aufgabe, immer wieder situativ entscheiden zu müssen, ob die konflikthafter Interaktionen in der Gruppe zur Deutung und Analyse der unbewußten Beziehungsdynamik im vorgetragenen Fall

zu nutzen sind, oder ob es notwendig scheint, einen Klärungsprozeß auf der realen gruppenspezifischen Ebene zu initiieren, um sich dann anschließend wieder freier dem Fall zuwenden zu können.

Ich möchte in diesem Aufsatz ein paar Grundgedanken M. Balints zur Zielsetzung und Arbeitsweise der nach ihm benannten Gruppen darstellen, um dann verschiedene Umgangsweisen mit der Beziehungs- und Konfliktdynamik in Balintgruppen für SupervisorInnen zu beschreiben.

Dabei beschränke ich mich mit 2 Szenen aus je einer Balintgruppe auf Situationen, in denen aktuelle Gruppenkonflikte geklärt wurden. Einen weiteren Aspekt zur Integration gruppenspezifischer Elemente vernachlässige ich, möchte ihn aber nicht unerwähnt lassen: In Gruppen und Teams, von denen die SupervisorInnen in der Balintgruppe berichten, spielen sich ebenfalls konflikthafter gruppenspezifische Prozesse ab, zu deren Diagnose eine gruppenspezifische Blickrichtung notwendig sein kann. Sowohl durch diesen diagnostischen Aspekt als auch durch das Verstehen und die Klärung aktueller Balintgruppenkonflikte lernen die TeilnehmerInnen für ihre Gruppen- und Teamsupervisionen.

Michael Balint konzentrierte seine Forschungsgruppen auf Ärzte in niedergelassenen Praxen, deren Ziel also die Heilung von Krankheiten war. Sie waren in medizinischem Sinne diagnostisch und therapeutisch geübt. Balint ging es in den von ihm ins Leben gerufenen Gruppen auch um eine Diagnose, aber diesmal nicht um eine Krankheits-, sondern um eine Beziehungsdiagnose. Er ging davon aus, daß die Symptomatik eines Patienten in einem nahen Zusammenhang mit einer bestimmten, konflikthafter Art der Beziehung zu seinen Bezugspersonen, letztlich zu den Eltern (psychoanalytisch ausgedrückt zu den Objekten der primären Sozialisationsphase) steht, daß also psychische und psychosomatische Symptome eine Funktion in der Objektbeziehung haben (Loch 1995, S.110). Dabei nutzte er Sigmund Freuds grundlegende Entdeckung, daß Objektbeziehungen, wenn sie krank machen, auch gesund machen können. Auf diesem Hintergrund hatte Freud die psychoanalytische Kur mit einer bestimmten Technik, einem festgelegten Setting, Ritualen und einer bestimmten Haltung entwickelt. Michael Balint und seine Frau Alice beschreiben in ihrem Aufsatz zu „Übertragung und Gegenübertragung“ (zit. aus: Nedelmann/Ferstl 1989, S.22) die Analyse nicht nur als eine Technik, die sich auf den Patienten richtet, sondern vor allem als eine Beziehung zwischen zwei Personen, so daß eben diese Beziehung in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt. Voraussetzung dafür ist eine gründliche Ausbildung von Psychoanalytikern mit einer langjährigen eigenen Lehranalyse.

Ferenczi weist 1933 darauf hin, daß eigentlich auch ein Arzt eine „unermüdliche Empfänglichkeit für die Gefühle und unbewußten Vorgänge

im Inneren des Patienten“ braucht, und daß er, um dieser Forderung zu genügen, selbst „eine biegsame, plastische Seele“ (zit. nach Nedelmann 1989, S. 21 ff.) besitzen müsse. Er beschreibt das Dilemma, daß eine solche psychische Haltung eigentlich nur durch eine Eigenanalyse erreicht werden könne, daß aber Ärzte üblicherweise keine Psychoanalyse machen. Wie also der zukünftige Mediziner eine solche vertiefte Selbsterkenntnis erlangen könne, weiß er auch nicht.

Balints Forschungsgruppen waren ein Angebot, diesem Dilemma zu entrinnen. Mit Hilfe der Balintgruppe will er dem Arzt ermöglichen, etwas von der erforderlichen Einstellungsveränderung („change of personality“) auch ohne lange Analyse zu erreichen, indem die Gegenübertragung des Arztes auf seinen Patienten als wichtigster Bereich der Fortbildung genutzt wurde. Das heißt nicht, daß die Person des Arztes in den Mittelpunkt gestellt wurde, vielmehr sollte die Analyse der Gegenübertragung einen Zugang zur Übertragung des Patienten und zu der „emotionalen Bewegung“ (Nedelmann 1989, S. 23) in der Beziehung zwischen Arzt und Patient ermöglichen. Der Arzt soll „zuhören lernen“, was der Patient sagt und wie er es sagt, verbal und nonverbal. Das erfordert Geduld, keine ständigen Eingrenzungen durch Fragen, die Bereitschaft, Mitteilungen wirken zu lassen und eigene unbewußte Reaktionen zuzulassen – mit dem Ziel, den Patienten in einem umfassenden Sinne zu verstehen. Dazu muß eine Haltung entwickelt werden, die es ermöglicht, eigene aufkommende Gefühle und Impulse nicht gleich in Handlung umzusetzen, sondern sie zu untersuchen, und Patienten nicht zu beraten, ehe man nicht ihr wirkliches Problem versteht.

Vieles von dem, was Ferenczi und Balint für die spezifischen Anforderungen an den Arzt und seine professionellen Voraussetzungen beschreiben, trifft auch auf SupervisorInnen zu. Auch sie müssen eine Sensibilität für Übertragungs-/Gegenübertragungsprozesse entwickeln. Um SupervisandInnen verstehen zu können, bedarf es einer ähnlichen Haltung, wie der von Balint beschriebenen: die Bereitschaft zuzuhören, die Fähigkeit zu Introspektion und Einfühlung, die Geduld, über lange Strecken nicht zu verstehen, ohne vorschnell zu handeln und zu strukturieren, die Möglichkeit, eigene Übertragungsbereitschaften kennenzulernen und die Bereitschaft, auch verpönte Gefühle und Gedanken zu akzeptieren. Eine Haltung also, von der Ferenczi sagt, zu ihrer Entwicklung bedürfe es einer eigenen Psychoanalyse. Ähnlich wie beim Arzt ist eine solche Analyse aber nicht Bestandteil der Ausbildung. Was liegt also näher, als auch für SupervisorInnen Balintgruppen in Aus- und Fortbildung zu installieren, um so zu dem notwendigen „change of personality“ beizutragen und dem Supervisor, der Supervisorin dabei zu helfen, die Probleme der SupervisandInnen

als konflikthafte soziale und institutionelle Beziehungsprobleme zu sehen, von denen die SupervisandInnen nicht nur berichten, sondern die sie auch auf den Supervisor oder die Supervisorin übertragen.

Es gibt eine kontroverse Diskussion über die Frage, ob Gruppen, die sich im Setting deutlich von den Forschungsgruppen Balints unterscheiden, nicht besser einen anderen Namen bekämen (Nedelmann 1989, S. 44 mit den Hinweisen auf Max B. Claine und Enid Balint). Es scheint jedoch sinnvoll, durch die Bezeichnung Balintgruppe, diese psychoanalytisch orientierten Gruppen für SupervisorInnen von anderen Formen der Kontrollsupervision abzugrenzen. Trotz eines veränderten Settings und konzeptioneller Erweiterungen bleibt das wesentliche Moment der von Balint konzipierten Gruppen, nämlich die Beziehungsdiagnose auf der Basis des Übertragungs-/Gegenübertragungsgeschehens, erhalten, und die TeilnehmerInnen üben sich in einer Haltung, die eine nichtzensierende freischwebende Aufmerksamkeit ermöglicht und eigene emotionale Reaktionen neugierig untersucht. Die von Balint geforderte Haltung des Balintgruppenleiters, zu der auch „Mut zur eigenen Dummheit“ gehört, bezieht er auf die Doppelseigenschaft seiner Rolle als Analytiker: mehr Wissen in bestimmten Hinsichten, bei wenig Wissen auf anderen Gebieten. Diese Doppelfunktion offen zu legen, verhindert, den Mythos vom allwissenden Spezialisten (gleichgültig ob Arzt, Analytiker oder Supervisor) zu nähren. Nach seiner Ansicht muß es in Balintgruppen möglich sein, die (häufigen) Fehler des Leiters, der Leiterin genauso kritisch in den Blick zu nehmen wie die der TeilnehmerInnen. Dies gilt gleichermaßen für Balintgruppen mit SupervisorInnen.

Eine Veränderung erfährt das Balintsche Konzept einerseits durch eine vertiefte Einbeziehung institutioneller Bezüge (siehe A. Lehmenkühler-Leuschner in diesem Heft) und andererseits durch eine Integration gruppenspezifischer Elemente. Balint selbst nahm eine abgrenzende Haltung gegenüber der Wahrnehmung der Gruppendynamik in seinen Seminaren ein. Nach M. Sapir (zit. nach Nedelmann 1989, S. 50) gab es in der zweiten Hälfte der 50er Jahre eine lebhaftige Konkurrenz und Kontroversen über konzeptionelle Veränderungen zwischen Balint und anderen Gruppenleitern in der Tavistock Klinik in London, wo Balint seine Seminare durchführte. P. Turquet etwa betonte stark den gruppenspezifischen Charakter der Balintseminare, während Balint selbst einen strikten Standpunkt einnahm, aus Sorge, die Fallbesprechungsseminare könnten zu Selbsterfahrungsgruppen werden. Ob allerdings Balints Trennung von der Tavistock Klinik, die etwa in diese Zeit fiel, mit diesen Auseinandersetzungen zusammenhängt, ist unklar. Wie Nedelmann (S. 50) aber betont, steht im Vordergrund der Auseinandersetzung nicht der Selbsterfahrungsanteil, sondern die Frage

der Zielsetzung von Balintgruppen. In Balintgruppen für SupervisorInnen steht eindeutig die Diagnose der im vorgetragenen Fall wirksamen Beziehungsdynamik mit ihren psychischen, sozialen und institutionellen Komponenten im Vordergrund. Die Bearbeitung gruppodynamischer Prozesse im „Hier und Jetzt“ der Balintgruppe hat immer die Funktion, die weitere fallbezogene Arbeit von aktuellen Gruppenkonflikten zu befreien und unbelasteter fortzuführen. Sie ist also Mittel zum Zweck und nicht Ziel der Balintgruppenarbeit. Wenn der Balintgruppenleiter, die Leiterin hier in Zielsetzung und entsprechender Haltung klar ist, halte ich die von Balint skizzierte Gefahr, daß eine Selbsterfahrungsgruppe entstehen könne, für außerordentlich gering.

Grundsätzlich könnte man sagen, daß es zwei Möglichkeiten gibt, Interaktionen in der Balintgruppe zu nutzen: als Spiegelungsphänomene für unbewußte Beziehungsaspekte im vorgetragenen Fall oder als Ausdruck gruppodynamischer Prozesse zur aktuellen Konfliktklärung. Es gibt durchaus auch aus psychoanalytischer Sicht Kritik an der in Ärzteguppen gängigen Praxis, alle Phänomene eines Beziehungs- bzw. Gruppenprozesses willkürlich auf die Dynamik der Arzt-Patient-Beziehung und damit letztlich auf die Pathologie der Patienten hin zu interpretieren. Hans-Jörg Becker (1991) belegt mit anschaulichen Beispielen, daß dies die psychoanalytische Absicht der Balintgruppenarbeit – das Bewußtmachen von Unbewußtem – in ihr Gegenteil verkehren kann. Er weist darauf hin, daß bereits durch die Vernachlässigung der Person des Arztes eine Zensurierung stattfindet, durch die die freischwebende Aufmerksamkeit eingeschränkt wird. Er geht so weit zu konstatieren, daß durch diese methodisch begründete partielle Einschränkung der gleichschwebenden Aufmerksamkeit eine Bruchstelle und zugleich ein Übergang von einer psychoanalytischen zu einer pädagogischen Methode skizziert wird, und daß so bestimmte Themen systematisch aus dem bewußten Diskurs herausgehalten werden und in Form der „Wiederkehr des Verdrängten“ den Gruppenprozeß stark beeinflussen können. In der Arbeit mit MedizinerInnen im praktischen Jahr zeigt er, wie stark etwa die besonderen institutionellen Bedingungen, in denen dieses praktische Jahr stattfand, in der individuellen und beruflichen Sozialisation wirksam werden und – wenn sie nicht besprochen und damit bewußt werden – die Hinwendung zum Patienten blockieren und in der Balintgruppe für eine depressive Verstimmtheit sorgen, daß also die systematische Ausblendung anderer als patientenzentrierter Themen auch einen hemmenden und destruktiven Einfluß auf die Gruppenarbeit ausüben kann. Die massiven Einflüsse aus der sozialen Realität – hier aus der medizinischen Hierarchie einer Klinik – mußten, entgegen der patientenzentrierten Ideologie der Balintgruppe, die am Anfang von dem Leiter

selbst vertreten wurde, erst besprochen werden, ehe man wieder an Fällen weiterarbeiten konnte. Eine junge Ärztin hatte diesen Konflikt über den Fall einer Patientin „eingeschmuggelt“, und der Leiter war in der Lage, durch eine Umkehr der herkömmlichen Arbeitsweise in der Falldarstellung eine Widerspiegelung eines realen Gruppenkonfliktes zu erkennen und aufzugreifen. Er empfiehlt daher eine zwischen Patientenzentrierung und Gruppenzentrierung oszillierende Wahrnehmungshaltung. Er hält es für notwendig, die Einflüsse der sozialen Realität in den Deutungsprozeß mit einzubeziehen, so wie Parin (1975) dies für den analytischen Prozeß gefordert hat. Er beschreibt – in Anlehnung an Parins Theorie der Anpassungsmechanismen – daß die Ideologien sozialer Rollen von den Institutionen, denen sie zugehören, vordefiniert werden und so auf die Rollenträger als unbewußte Angebote wirken. Sich mit ihnen zu identifizieren heißt, sie in das eigene Ich aufzunehmen. Jeder beruflichen Rolle ist eine entsprechende Rollenideologie zugeordnet. Die professionellen Fähigkeiten werden in einem Lern- und Ausbildungsprozeß erworben, die Rollenideologie durch Identifikation. Am Ende steht das, was man berufliche Identität nennt.

Ein Beispiel aus einer Balintgruppe für SupervisorInnen in Ausbildung kann verdeutlichen, wie soziale Ausbildungsrealität zu Konflikten in diesem beruflichen Identitätsprozeß führen kann und sich in der Balintgruppe niederschlägt. Die Balintgruppe, in der sich die folgende Szene abspielte, war Teil einer supervisorischen Ausbildung. Die TeilnehmerInnen saßen also nicht nur gemeinsam in der Balintgruppe, sondern hatten durch die Kursabschnitte einen breiten gemeinsamen Erfahrungshintergrund. Die Leitung dieses Ausbildungskurses hatte sich einige Zeit zuvor konflikthaft, u. a. wegen konzeptioneller Kontroversen, von dem Ausbildungsinstitut getrennt, aber bereit erklärt, diesen Kurs noch zu Ende zu führen. An diesem Balinttag wurden mehrere Teamsupervisionen vorgestellt, in denen es konflikthafte Trennungen gab. Entweder waren Teammitglieder aus undurchsichtigen Gründen entlassen worden, oder sie hatten mit vielen Affekten ihren Institutionen die Mitarbeit aufgekündigt. Die Falldarstellungen ermöglichten unterschiedliche Identifikationen mit den Teammitgliedern und den jeweiligen Institutionsleitungen, die in der Balintgruppe auch kontrovers wahrgenommen wurden. In der Gruppe entwickelte sich zeitweise ein feindliches Klima, und es entstanden scheinbar unauflösliche Opfer-Täter Konstellationen. Die Balintgruppenleiterin – selbst Mitarbeiterin des Ausbildungsinstituts – entwickelte während der Fallbesprechungen (aufgrund der thematischen Häufung von institutionellen Trennungssituationen und wegen eigener ungewohnt heftiger Gegenübertragungsgefühle) die Phantasie, daß die vortragenden Gruppenmit-

glieder unbewußt supervisorische Szenen ausgewählt hatten, die einen Gruppenkonflikt widerspiegeln. Sie war überrascht, daß kein Gruppenmitglied die aktuelle Ausbildungssituation mit den Fällen in Beziehung brachte. Nach einer längeren fallbezogenen Arbeitsphase bot sie ihre Deutung, daß sich in den besprochenen Teamkonflikten ein unbewußtes Gruppenthema als Folge des institutionellen Ausbildungskonfliktes spiegelte, der Gruppe an. Nach ersten Abwehrversuchen konnte sich die Gruppe auf diese Sichtweise einlassen und es wurde herausgearbeitet, daß die unterschiedlichen Identifikationen der TeilnehmerInnen mit Kursleitung oder Institutsleitung zu heftigen Verunsicherungen und Aggressionen untereinander geführt hatten und daß alle unbewußt bemüht waren, die Balintgruppe aus dem Konflikt herauszuhalten und als einen gemeinsamen konfliktfreien Ausbildungsort zu erhalten. Daß dies nicht möglich war, zeigten die Falldarstellungen. Die Gruppe und ihre Leiterin nahmen sich Zeit, um die realen institutionellen Verflochtenheiten, die individuellen Betroffenheiten und die Positionen von Gruppenmitgliedern und Leiterin in diesem Konflikt zu klären. Beim nächsten Treffen gab es noch einen kurzen Nachbesprechungsbedarf, danach konnte wieder zu Fallbesprechungen übergegangen werden, ohne daß sich die aggressive und feindliche Atmosphäre wiederholte.

Auch die zweite Szene spielte sich in einer Ausbildungsbalintgruppe für SupervisorInnen ab. Es war das 5. Treffen der Gruppe. Alle waren pünktlich da, außer dem Leiter, der wegen einer Zugverspätung (die auch schon zweimal vorher den Beginn kurzzeitig verzögert hatte) etwa 20 Minuten später kam. Der Leiter wurde freundlich aufgenommen, die Gruppe knüpfte scheinbar nahtlos an die letzte Sitzung an, in der es um eine Teamszene gegangen war. In der Teamsupervision der Ausbildungskandidatin in einer Einrichtung der stationären Altenhilfe kam es auf dieser Station mehrfach zu Diebstählen, bei denen sowohl Geld von BewohnerInnen als auch Geld von MitarbeiterInnen auf rätselhafte Weise abhanden kam. Die Leitung hielt es für nötig, die Kriminalpolizei einzuschalten. Dies hatte das Team nachhaltig „geschockt“, das bislang ohne erkennbare Hierarchie und vermeintlich sehr harmonisch die schwere Arbeit verrichtete und auch die Zusammenarbeit ohne größere Konflikte zu Wege brachte. Durch diesen Vorgang und die Intervention der Leitung brach vieles schlagartig zusammen. Die Supervisorin hatte alle Hände voll zu tun, die Arbeitsfähigkeit der Gruppe zu erhalten und hatte darüber ausführlich in der letzten Balintgruppe berichtet. Dabei blieb unentdeckt, daß neben all den realen Konflikten, Verdächtigungen und Untersuchungen der eigentliche Schock des Vorgangs darin bestand, daß dieses ideale Team entidealisiert wurde: evtl. ein Krimineller in den eigenen Reihen! Dieser

Aspekt war in der vergangenen Sitzung nicht genügend bedacht worden, und die Gruppe arbeitete dies sozusagen noch nach. Danach berichtete die erste Teilnehmerin ihren Fall: Sie arbeitet mit einem Team von SozialarbeiterInnen, die offene Jugendarbeit in einem sozialen Brennpunkt anbieten. Diese Arbeit gestaltet sich sehr mühsam, die Angebote der SozialarbeiterInnen erreichen die Klientel kaum, herkömmliche Animation versagt in Anbetracht der desolaten Verhältnisse in der Umgebung der Jugendlichen. Meist sitzen die „Profis“ alleine in ihrem auch etwas verwaorsten Büro und warten, ja erwarten gefaßt ihre Niederlagen in Form des Versetztwerdens. Der Leiter der „Truppe“ ist in die Jahre gekommen, absolut resigniert und nicht fähig, den jüngeren Kollegen entsprechend den Verhältnissen auch Rückendeckung, Mut und neue Ideen zu geben und zusammen zu entwickeln. Resignation allenthalben. Die Gruppe war schon einmal kurz in der Balintgruppe vorgestellt worden und hatte damals schon Resignation und Hoffnungslosigkeit einerseits, Aggression und Kampfeslust andererseits ausgelöst. Die Supervision findet in der neuen Praxis der Supervisorin statt und sie wird beneidet, daß sie es „geschafft“ hat. Sie war selbst auch Sozialarbeiterin, auch Jugendarbeiterin gewesen, hat der Sozialarbeit den Rücken gekehrt und einen attraktiven Job in der Fortbildungsabteilung eines großen Industrieunternehmens bekommen und bildet sich nun zur Supervisorin aus. Dies alles erregt den besonderen Neid ihrer Supervisorinnen, denen sie sich einerseits sehr nahe fühlt, andererseits erlebt sie gerade an ihnen, daß sie noch rechtzeitig den Absprung geschafft hat, worüber sie dankbar und froh ist. Sie berichtet nun in dieser Sitzung, daß es ihr unmöglich ist, mit dieser Gruppe – ihrem ersten Team – professionell zu arbeiten. Es geht nie pünktlich los, einmal kommt der eine, dann fehlt die andere usw. An eine kontinuierliche, ernsthafte Arbeit ist überhaupt nicht zu denken! Alles hat sie ausprobiert: Vereinbarungen gründlich kontraktiert, auf die Wichtigkeit der Kontinuität und der Einhaltung bestimmter Arbeitsnormen hingewiesen, auch ihr Mitgefühl für die belastende Arbeitssituation ausreichend kundgetan: alles hilft nicht! Sie versteht die von den Gruppenmitgliedern genannten Gründe für das Zuspätkommen, kann deshalb keinen Zugang zu ihren aggressiven Gefühlen finden und resigniert. In den Fallbesprechungen werden Bezüge zur Situation der Sozialarbeiter mit ihrer Klientel und zur beruflichen Biographie der Supervisorin erarbeitet.

Der zweite Fall an diesem Balinttag wird von einer Teilnehmerin eingebracht, die am weitesten zur Gruppe anreist. Sie hat großen Druck, ihr Team aus einer Behinderteneinrichtung in den neuen Bundesländern vorzustellen. Es geht dabei darum, daß auf der stationären Einrichtung – „Haus Harmonie“ – ein Bewohner besondere Mühen kostet: er kotet ein

und schmiert mit seinem Kot Wände, Möbel, Wäsche an und ist nur mit rigorosen Maßnahmen von seinem Tun abzuhalten. Er wird letztendlich fixiert, wahrscheinlich auch geschlagen. Die Supervisorin ist „geschockt“, hilflos und empört, und es bedarf eines längeren, geduldigen Prozesses, bis sie die näheren Umstände des ganzen Dramas in der Gruppe „auswickelt“. Z. B. kommt erst sehr spät zum Vorschein, daß dieser Patient ausgegrenzt, fixiert und vermutlich auch geschlagen wird. Sie will es zunächst der Gruppe und sich ersparen, wo sie da gelandet ist im Rahmen ihres zweiten Ausbildungsprozesses. Es hat ja zunächst ganz gut angefangen im „Haus Harmonie“, bis sie dahinter kam, wieviel Gewalt, Ekel und Ohnmacht auf dieser Station herrschte. Es war auffallend, daß auch in dieser Szene Aggressionen nicht gefühlt wurden, obwohl es gewalttätige Handlungen gab. Der Balintgruppenleiter fühlte sich während der drei Besprechungen immer wieder auf merkwürdige Weise tangiert. Er entwickelte Identifikationen mit den jeweiligen „Tätern“ in den Fällen und vermutete aufgrund der Themen (Entidealisierung, unterdrückte Aggression) und seinen fallbezogenen Phantasien von massiven Strafen für die Täter, daß die Auswahl und die Art der Bearbeitung der Fälle mit der unbewußten Reaktion der Gruppe auf sein Zuspätkommen zu tun habe. Er sprach dies an und ermöglichte damit der Gruppe einen Zugang zu teilweise heftigen Aggressionen, die bis zu diesem Zeitpunkt nicht bewußt gefühlt werden durften, da der Leiter ja an der Zugverspätung unschuldig war. Erst nachdem die vorhandenen Aggressionen fühlbar wurden, konnte auch gesagt werden, daß er ja – zumindest nach zwei Zugverspätungen – aus Sicherheitsgründen einen früheren Zug hätte nehmen können, seine bisher definierte Unschuld so ihre Grenze erfuhr. Die Möglichkeit, diesen Konflikt mit den dazugehörenden aggressiven Gefühlen besprechen zu können, ohne die Arbeitsbeziehung zu zerstören, ermutigte einige TeilnehmerInnen noch andere angesammelte Enttäuschungen auszusprechen. Die Arbeitsbeziehungen zwischen Leiter und Gruppe wurden klarer, und die Atmosphäre entspannte sich für weiteres fruchtbares Zusammenarbeiten.

Die beiden Szenen zeigen, daß sowohl durch soziale institutionelle Realität „von außen“ als auch durch Geschehnisse „von innen“ ein Klärungsbedarf auf einer realen gruppenspezifischen Ebene entstehen kann. In beiden Situationen war diese gruppenspezifische Klärungsphase zeitlich begrenzt, führte zu einer Wiederherstellung einer entspannten Arbeitsatmosphäre und stellte die Balintsche Zielsetzung der fallbezogenen Beziehungsdiagnose nicht in Frage. Man könnte sagen, daß sich in diesen beiden Situationen das für Balintgruppen beschriebene Spiegelungsphänomen und seine diagnostische Nutzung „umgekehrt“ darstellten: Nicht die Reaktionen der Gruppenmitglieder wurden zur Deutung eines Falles

genutzt, sondern die unbewußt ausgewählten Themen der Fallszenen dienten dem Verstehen eines Gruppenkonfliktes. Die Einschätzung des Balintgruppenleiters, der Leiterin, daß eine aktuelle Gruppensituation besprochen werden solle, ist aber nicht immer die Folge spezifischer Szenenangebote der Gruppe. In Gesprächen mit BalintgruppenleiterInnen, die einen konzeptionell ähnlichen Umgang mit gruppenspezifischen Elementen vertreten, tauschten wir Erfahrungen darüber aus, was inhaltliche und prozessuale Bedingungen sein können, die zu der Entscheidung führen, den Gruppenprozeß auf einer realen Ebene anzusprechen. Als erstes fielen uns Gruppensituationen ein, in denen entweder keine Fälle mitgebracht wurden, oder in denen bei vielen Fallangeboten keine Einigung auf die zu besprechenden Fälle erzielt werden konnte. Dann berichteten KollegInnen von Situationen, in denen es institutionelle Verflochtenheiten der verschiedenen TeilnehmerInnen gegeben hatte: z. B. hatten sich in einem Fall mehrere SupervisorInnen aus einer Balintgruppe bei der gleichen Institution als SupervisorInnen vorgestellt, und einer von ihnen hatte die Supervision bekommen. In einer anderen Balintgruppe saßen TeilnehmerInnen, die aus verschiedenen Ausbildungsinstituten kamen. Bei den Fallbesprechungen wurden immer wieder wechselseitige Vorurteile und Unterstellungen spürbar, die erst auf den „gruppenspezifischen Tisch“ mußten, bevor sie die Zusammenarbeit nicht mehr destruktiv behinderten. In einer Gruppe war ein Teilnehmer schwer erkrankt, und die unbewußte Angst um sein Leben und die damit verbundene Tabuisierung von Fragen und emotionalen Reaktionen lähmte die Gruppe. Einige LeiterInnen erzählten von Situationen, in denen während einer Fallbesprechung Aggressionen von Teilnehmern untereinander spürbar wurden, die nicht mit dem Fall in Einklang gebracht werden konnten. Das Ansprechen dieses Phänomens enthüllte jeweils unterschiedliche Konflikte. In einem Fall hatten zwei Gruppenmitglieder einen Beziehungskonflikt von außen mitgebracht, in einer anderen Situation „saß“ eine Teilnehmerin noch auf einer Kränkung von der letzten Sitzung. Diese Beispiele reichen sicher aus, um mögliche Situationen zu illustrieren, die BalintgruppenleiterInnen zu der Entscheidung führen können, die aktuelle Beziehungsdynamik anzusprechen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß eine Balintgruppe als „dynamische Ganzheit“ (Lewin 1953) nicht nur einen Resonanzboden für fallbezogene Beziehungsprozesse bietet, sondern auch ein eigenes soziales System darstellt, das je nach Zusammensetzung der Gruppe, institutionellem Kontext und sozialen Einflüssen eine fallunabhängige Konfliktodynamik entwickeln kann. Im Interesse der gemeinsamen Fallarbeit ist es m. E. notwendig, solche Konflikte – falls sie unbewußt sind – bewußt zu machen

und ggf. mit den Mitteln gruppenspezifischer Konfliktbearbeitung zu klären: unterschiedliche Bedürfnisse, Interessen und Positionen mit ihren faktischen und emotionalen Anteilen benennen, wechselseitig verstehen und situativ verhandeln! (Leuschner 1993 und Zimmer 1996.) Dabei bleibt die fallbezogene Beziehungsdiagnostik das erklärte Ziel der Gruppe. Die Integration gruppenspezifischer Elemente stabilisiert die Gruppe, erhöht die Identifikation der einzelnen (im Sinne eines Lewinschen „festen Bodens“) und unterstützt somit die gemeinsame analytische Arbeit.

Anschrift des Verf.: Franz Leinfelder, Sauerbruchstr. 3, 65203 Wiesbaden

Literatur

- Balint, M. (1965): Der Arzt, sein Patient und die Krankheit, Stuttgart (Klett).
 Balint, M. (1970): Therapeutische Aspekte der Regression, Stuttgart.
 Becker, H.-J. (1991): Balint-Gruppen. Psyche 1/1991 Stuttgart (Klett-Cotta).
 Eicke, D./Wittenberger G. (1983): Konflikte in der Balintgruppe. In: Supervision Heft 4/1983, Münster (Akademie für Jugendfragen).
 Leuschner, G. (1993): Wechselseitige Abhängigkeit und Diskurs-Aspekte angewandter Gruppendynamik in der Supervisorenausbildung. In: Forum Supervision Heft1/1993, Tübingen (edition diskord).
 – (1983): Übersetzungen – aus der Balintgruppenarbeit eines Supervisors. In: Supervision Heft 4/1983, Münster (Akademie für Jugendfragen).
 Lewin, K. (1953): Die Lösung sozialer Konflikte, Bad Nauheim.
 Loch, W. (1995): Theorie und Praxis von Balintgruppen, Tübingen (edition diskord).
 Nedelmann, C./Ferstl, K. (Hrsg.) (1989): Die Methode der Balintgruppe. Stuttgart (Klett-Cotta).
 Parin, P. (1975): Gesellschaftskritik im Deutungsprozeß. Psyche 29, 97–117.
 – (1977): Das Ich und die Anpassungsmechanismen. Psyche 31, 481–515.
 Rappe-Giesecke, K. (1986): Gruppendynamik in Balintgruppen. In: Zeitschrift Gruppendynamik 1/1986, Paderborn (Leske).
 Roth, J. K. (1984): Hilfe für Helfer: Balintgruppen. München (Piper).
 Schmidbauer, W. (1990): Die Supervision der Supervisoren. In: Pühl (Hrsg.): Handbuch der Supervision Band I, Berlin (Marhold).
 Wittenberger, G. (1984): Supervision zwischen Psychoanalyse und Sozialarbeit. In: Supervision Heft 6, Münster (Akademie für Jugendfragen).
 Zimmer, I. (1996): Soziale Konflikte in Gruppen- und Teamsupervision. In: FoRuM Supervision, Heft 8, 1996, Tübingen (edition diskord).

Angelica Lehmenkühler-Leuschner

Die institutionsanalytische Balintgruppe: Zum Verstehen psychosozialer Dynamik des Unbewußten in beruflich-institutionellen Situationen

Zusammenfassung: Die institutionsanalytische Balintgruppe wird konzeptionell vorgestellt als ein Reflexionsort psychischer und kultureller Konflikte im Rollen- und Strukturgefüge von Institutionen. Sie bewegt sich im Spannungsfeld zwischen Individuum und Institution analog zur supervisorischen Arbeit. Die verborgene institutionelle Dynamik und Institutionskultur werden in der Beziehungsgestaltung zur SupervisorIn sichtbar. Das kulturspezifische Verhalten der SupervisorInnen findet in der institutionsanalytischen Balintgruppe einen Resonanzboden. Hier werden institutionelle Übertragungen und Gegenübertragungen als Ausdruck der institutionspezifischen Kultur verstanden. Im letzten Teil werden unbewußte Rollenarrangements in beruflichen Situationen auf dem Hintergrund eines Selbstwertregulationsmodells von Mentzos in den Blick genommen. Die Ausbalancierung des narzißtischen Gleichgewichts ist ein zentrales Thema, um supervisorisches Lernen zu ermöglichen. Das Modell der Selbstwertregulation dient gleichzeitig als Verstehensmatrix in der Beziehungsdiagnostik.

Die Balintgruppe bietet Supervisorinnen und Supervisoren die Möglichkeit, ein tieferes Verständnis für die psychosoziale Dynamik des Unbewußten in der Beziehung zu ihren SupervisorInnen und zur Institution zu gewinnen. Supervisorinnen in einer Balintgruppe bearbeiten Szenen aus ihrer Praxis, in der sie schwierige oder konflikthafte Beziehungen erleben. Sie erzählen Episoden, die ihnen unverständlich geblieben sind, die sie im nachhinein noch länger beschäftigen und die sie als unabgeschlossen erleben. Das „Unerledigte“ und „Unverständliche“ wird nicht als ein Ausdruck mangelnder Kompetenz betrachtet, sondern vor allem als ein Verwicklungsproblem innerhalb der beruflich/institutionellen Beziehung aufgrund einer nicht bewußten Übertragungs- und Gegenübertragungsdynamik. Das Verwicklungsproblem äußert sich häufig darin, daß der Supervisorin die Beziehung kompliziert und problematisch erscheint, daß sie sich in ihren Verhaltensmöglichkeiten unfrei, eingeengt und gehemmt fühlt, oder verspannt, angestrengt und überaktiv. Der Supervisor scheint oft nicht erreichbar, die Nähe oder die Distanz scheint für die Arbeit nicht förderlich. Diese oder ähnliche emotionale Befindlichkeiten lassen die Supervisorin zur „Fallvortragenden“ oder zum Erzähler werden. Die Balintgruppe versucht, die unbewußten Hintergründe zu erarbeiten. Unbewußt deshalb,

weil sie in der Beziehung nicht bewußt zur Kenntnis genommen werden und dennoch wirksam geworden sind. Die unbewußte Dynamik ergibt sich sowohl aus unbewältigten inneren Konflikten der Beteiligten, sie können jedoch auch das Ergebnis von institutionellen Verdrängungsvorgängen sein, die in institutionellen Fehlleistungen und Tabus oder institutionellen Phantasien zum Ausdruck kommen. Oft entwickelt sich die unbewußte psychosoziale Dynamik durch eine Verbindung der persönlichen Psychodynamik mit institutionellen Strukturen. Die Unbewußtheit in Beziehungen ist ein wesentlicher Kommunikationsbestandteil, der weder zu verhindern ist, noch vermieden werden kann. Unbewußtheit ermöglicht eine besondere Art der Verständigung, die in der Balintgruppe in einem kreativen Prozeß genutzt wird.

Wie vollzieht sich die Arbeit in der Balintgruppe?

Der zuhörenden Gruppe wird frei erzählt: eine Episode aus der Beziehung zum Supervisanden, die die manifeste und latente Frage der Supervisorin verdeutlicht. Die Fallvortragende erzählt auf verschiedenen Sprachebenen, in der Alltagssprache, gemischt mit psychologisch-soziologischer Fachsprache, analog begleitet durch nonverbale Mitteilungen. Sie erzählt in ihrer Alltagssprache spontan und ungeordnet, in verschiedenen zeitlichen Zusammenhängen, mit Pausen, Vor- und Rückgriffen, schnell oder langsam, zögernd, lebendig „unterhaltend“ mit anschaulichen Bildern und gestischer Imitation des Supervisanden oder diffus und strukturlos. Aus dem „freien“ Gedächtnis entwickelt sich beim Sprechen die besondere Supervisionsgeschichte. Es wird kreativ in der Situation des Erzählens alles zusammengetragen, was emotional und kognitiv, bewußt und unbewußt von Bedeutung ist. Supervisorinnen sind oft selbst erstaunt, was ihnen im Prozeß dieses „Vortragens“ alles eingefallen ist. Von Bedeutung ist hierbei natürlich auch die Geduld und Zuhörbereitschaft, die die Gruppenmitglieder signalisieren. Die Zuhörenden lernen, sich mit Gelassenheit der Erzählung zu überlassen und sich im Sinne der gleichschwebenden Aufmerksamkeit Freuds innerlich einzustellen, sich dem eigenen Erleben beim Zuhören zu öffnen. „Man halte alle bewußten Einwirkungen von seiner Merkfähigkeit ferne und überlasse sich völlig seinem ‚unbewußten Gedächtnisse‘, oder rein technisch ausgedrückt: Man höre zu und kümmere sich nicht darum, ob man sich etwas merke (Freud 1912e, GW VIII, S. 378).

Die Zuhörer hören bewußt und unbewußt zu. Ebenso reagieren sie sowohl auf das bewußt als auch auf das unbewußt Mitgeteilte. Nach dem Anhören der Erzählung werden die Rollen gewechselt, der Erzähler hört zu, was seine Zuhörer bei seinem Vortrag erlebt haben und nun ihrerseits erzählen: ihr inneres Verweilen, ihre Einfälle, ihre Gedanken, ihre Art der

Beteiligung, Erinnerung an eigene ähnliche Episoden, situative Identifikationen, Gefühle, Stimmungen, Körperempfindungen. Auf diese Weise wird die Erzählung angereichert durch die Kommentare der Gruppenmitglieder, aus denen dann gemeinsam diagnostische Schlußfolgerungen gezogen werden. Warum muß der Supervisand in der Erzählerin und den Gruppenmitgliedern diese verschiedenen Reaktionen auslösen? Welche Rollenarrangements entwickeln sich, welche Beziehungsdynamik wurde zwischen der Erzählerin und dem Supervisanden und der Erzählerin und der Gruppe ausgelöst und erlebt? In den zusammengetragenen subjektiven Eindrücken erlebt die Gruppe die verborgen gebliebenen Anteile der erzählten konflikthafter Beziehung zwischen Supervisorin und Supervisand. Die Balintgruppenmitglieder nehmen also nicht nur kognitiv den Inhalt der erzählten Supervisionsszene auf, sondern reagieren emotional antwortend auf unausgesprochene Beziehungsaspekte, die die Erzählerin angeboten hat.

1. Zum Verstehen unbewußter Beziehungsmuster

Sowohl bei SupervisorInnen wie bei Supervisanden strukturieren unbewußte Beziehungsmuster die Beziehung. Einen Zugang zu dieser Ebene findet man über die Frage, welche spezifischen grundlegenden Probleme und Affekte sich im Fallvortrag und in der Gruppe zeigen. Die Probleme, die in der Fallbesprechung sichtbar werden, lassen sich als Folge des Zusammentreffens von unbewußten Vorgängen begreifen. Heigl-Evers u. Heigl meinen: „Das soziale Interaktionsfeld wirkt ständig auf latente intrapsychische Konflikte ein, je nachdem mobilisierend und verstärkend oder immobilisierend abschwächend oder auch scheinbar ohne Effekt ... Dieses so beeinflusste Verhalten des Konflikträgers wirkt wiederum auf das soziale Interaktionsfeld, d. h. auf das Verhalten der Interaktionspartner zurück, es hat soziale oder interaktionelle Konsequenzen (Heigl-Evers u. Heigl 1975, S. 243). In der Erzählung des Falls sind eine Vielzahl von Übertragungs- und Gegenübertragungselementen der Erzählerin enthalten. Gemeinsam wird in der Gruppe nach einem vertieften Verständnis des geschilderten Beziehungsproblems gesucht, indem die Hinweise auf konflikthafte Themen untersucht werden, die in der Gegenübertragung der Zuhörer beantwortet werden. Manche Zuhörer neigen zur konkordanten Gegenübertragung: sie reagieren spiegelgleich zu dem emotionalen Erleben der Erzählerin; andere Zuhörer bilden in der komplementären Gegenübertragung das Erleben des abwesenden Supervisanden ab. Nach Racker (1982) beruht eine konkordante Gegenübertragung auf einer gleichlauten-

den, übereinstimmenden Identifizierung, bei der SupervisorInnen ähnliche Gefühle, Wahrnehmungen und Einstellungen entwickeln wie der Supervisand. In der Identifikation ist demnach die Supervisorin mit dem Teil des psychischen Apparats verbunden, der den Supervisanden gerade bestimmt: mit Es-Impulsen, Ich-Aspekten oder Forderungen des Über-Ich. Geht es bei der konkordanten Gegenübertragung um eine „Subjektidentifikation“, kann man bei der komplementären Gegenübertragung von einer „Objektidentifikation“ sprechen: es geht um die Identifizierung mit den Objekten einer Übertragung. Die Supervisorinnen fühlen dann wie ein früheres Gegenüber, wie die Mutter, der Vater, Geschwister, der Chef usw. Zeigen sich in der Balintgruppe überwiegend Solidaritätsgefühle, Einklang oder Parteilichkeit, kann man konkordante Gegenübertragungen vermuten; zeigen sich überwiegend konfrontative Gefühle und gegenteilige Differenzpositionen, sind komplementäre Gegenübertragungen wirksam, das heißt: die Supervisorinnen sind unbewußt eingeladen, sich wie ein früheres Gegenüber zu verhalten.

Die unterschiedlichen Gegenübertragungsbereitschaften in einer Balintgruppe lassen sich gut mit dem Bild eines Orchesters verdeutlichen. In einem Orchester gibt es verschiedene Instrumente mit unterschiedlichen Höhen und Tiefen, verschiedenen Klangfarben und unterschiedlichem Klangvolumen. Alle Gruppenmitglieder reagieren wie Musikinstrumente mit ihren spezifischen Resonanzmöglichkeiten, determiniert durch die eigene lebensgeschichtlich erworbene Struktur und situative Verfassung und in enger Bezogenheit aufeinander. Wenn ein Gruppenmitglied mit traurig-in-sich-gekehrter Stimmung in die Gruppe kommt, so wird es den vorgetragenen Fall und davon angeregten Gruppenprozeß mit dieser Wahrnehmungsfolie aufnehmen. Seine mitgebrachte Traurigkeit ist sein Instrument, das es dem „Balintorchester“ zur Verfügung stellt und mit seiner speziellen Klangfarbe ins Schwingen gebracht wird. In ähnlicher Weise lassen sich die Stimmungen und Befindlichkeiten, aber auch die stabilen Persönlichkeitszüge der Gruppenmitglieder als Instrument verstehen, das in dem Gruppenprozeß zum Fallverstehen spezifisch beiträgt. Das spezifische Reagieren – sei es mit Langeweile, depressiven Gefühlen, ärgerlichen Reaktionen, streng-normierenden Impulsen – kann als positiver Verstehensbeitrag gewertet werden. Müdigkeit und Langeweile, die es im Erleben von Alltagsbeziehungen eher als peinlich zu verstecken gilt, können in diesem szenischen Grundverständnis als positiv erlebt werden. Sie finden im gemeinsamen Selbstverständnis der Balintgruppe mit Hilfe des Leiters oder der Leiterin eine andere soziale Wertung: Alle Gefühle, Stimmungen, Phantasien und Einfälle der Balintgruppenmitglieder werden als Bearbeitung der vom Supervisanden ausgehenden Impulse betrachtet

und sind somit als diagnostisches Material erwünscht, bekommen soziale Anerkennung und Aufmerksamkeit. Es gibt kein „richtig“ oder „falsch“. Die eingebrachten Selbstanteile werden in ihrer „eigenartigen“ Unterschiedlichkeit als Teile eines Ganzen aufgenommen. Die gemeinsame Arbeit besteht darin, die unterschiedlichen individuellen Reaktionen im Spektrum der konkordanten und komplementären Gegenübertragungen für das szenische Verstehen des Falls nutzbar zu machen. Dieses Grundverständnis hat gleichzeitig eine entlastende Wirkung in Hinblick auf Rivalitätsängste der Gruppenmitglieder.

In jeder Erzählung werden viele unbewußte Phantasien angestoßen. Dieser Prozeß ist in seiner Rückbezüglichkeit zur eigenen Struktur und Geschichte meist nicht einsichtig oder für uns nicht erkennbar. Gleichzeitig entwickelt sich ein Zusammenspiel unbewußter Kräfte, ein Beziehungsarrangement, das in seinem Bedeutungsgehalt unbewußte Kräfte und Konflikte des Supervisanden repräsentiert. Das Gefühl der Überanstrengung und Ermüdung, das sich z. B. als Grundstimmung bei den Zuhörern manifestiert, bei den einen mit aggressiv-gereizter Beimischung, bei den anderen mit deprimiert-gelähmten oder selbstzweifelnden Obertönen, sagt uns etwas über die Überforderung und Entwertungsängste des Supervisanden oder des Erzählers als Katalysator. Es entwickeln sich gruppendynamische Interaktionsgestalten, die als Auswirkung intrapsychischer Prozesse zu verstehen sind.

2. Die institutionsanalytische Balintgruppe

Im klassischen Grundverständnis der Balintgruppenarbeit ist der Fokus die Beziehung zwischen Arzt und Patient. Da Balint überwiegend mit niedergelassenen Ärzten arbeitete, mußte er weniger die Auswirkungen institutioneller Rahmenbedingungen auf die Beziehung zwischen Arzt und Patient berücksichtigen. Balintgruppenarbeit mit Supervisorinnen unterscheidet sich dadurch, daß ihre Arbeit wesentlich von institutionellen Bedingungen beeinflusst wird. Die Supervisanden werden in ihrer beruflichen Tätigkeit als Rollenträger im institutionellen Kontext in den Blick genommen, ihre professionellen Beziehungen, ihre Aufgaben, ihr Status sind institutionell geprägt. In der Supervision und Balintgruppe geht es um die Bearbeitung von Konflikten, Anstrengungen und Kämpfen, die Supervisanden in Organisationen mit Kollegen, Vorgesetzten und Klienten austragen müssen. Ebenso geht es um die Auseinandersetzung mit ihren Aufgaben und institutionellen Rahmenbedingungen, Rollenerwartungen, Zielvorgaben, Geldmitteln und institutionellen/gesellschaftlichen Veränderungen. Um dieser

Komplexität gerecht zu werden, kann in einer Balintgruppe für SupervisorInnen nicht ausschließlich die Beziehungsdynamik SupervisorIn – Supervisand fokussiert werden. Die institutionsanalytische Balintgruppe berücksichtigt die Dynamik um eine dritte Dimension: die Institution. Es geht um Beziehungsdiagnostik im erweiterten Sinn. Es geht um das Dreieck SupervisorIn – Supervisand – Institution.

In einer institutionsanalytischen Balintgruppe für SupervisorInnen geht es nicht allein darum, intrapsychische und interpsychische Bedeutungsgelände in Beziehungsszenen zu verstehen. Es werden auch gesellschaftliche und institutionelle Rahmenbedingungen betrachtet, um berufliche/soziale Szenen zu erfassen; Berufssozialisationsprozesse mit den jeweiligen Prägungen werden in ihrem Einfluß auf die persönliche und berufliche Entwicklung hinterfragt; Rolleneinengungen und berufliche Spielräume werden auf diesem Hintergrund gesehen und psychosoziale Probleme werden im institutionellen und gesellschaftlichen Bedingungs Zusammenhang analysiert.

In Balintgruppen für SupervisorInnen werden nicht nur einzelne SupervisorInnen vorgestellt, sondern auch Teams und größere Gruppen, die in Institutionen eingebettet sind. Das heißt, es geht um die Analyse des Spannungsfeldes zwischen den Ansprüchen der Klienten, der Institution und der Eigendynamik des zu beratenden Teams. Neben der Externalisation verinnerlichter Beziehungen, die in selektiv verzerrten Wahrnehmungen zum Ausdruck kommt, bestehen reale Rollenbeziehungen zwischen den Beteiligten. Die äußere institutionelle Realität verbindet oder vermischt sich mit den inneren Bildern.

Die Betrachtungsweisen in der institutionsanalytischen Balintgruppe lassen sich gedanklich auf drei Ebenen unterscheiden: eine individualpsychologische, eine sozialpsychologische und eine soziologisch/institutionsanalytische.

Individualpsychologische Beiträge bewegen sich in eine intrapsychische Richtung: wie mag sich der Supervisand innerhalb seiner Institution fühlen? Was fürchtet er, was erhofft er sich, was muß er abwehren? Latente Konflikte, die im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit mobilisiert werden, stehen im Mittelpunkt des Verstehens. Die Aufmerksamkeit gilt seiner psychischen Struktur, die er lebensgeschichtlich erworben hat und die seine selektive oder verzerrte Wahrnehmung bewirkt und sein Verhalten den Kollegen und der Institution gegenüber strukturiert.

Sozialpsychologische Beiträge fokussieren die psychische Dynamik, die in einer Gruppe oder einem Team innerhalb einer Institution entsteht. Die Arbeitsbeziehungen werden in konkreten Interaktionen gelebt und bewirken dabei psychische und soziale Konflikte. Das Erfordernis, sich wechsel-

seitig aufeinander einzustellen, bewirkt Anpassungsleistungen und Widerstände, also eine psychische Dynamik, die durch die Zugehörigkeit zu einer oder verschiedenen Gruppen in der Institution entsteht, und zwar zusätzlich zur lebensgeschichtlich-individualpsychologischen Dynamik.

Bei der soziologischen Betrachtungsweise werden die manifesten und latenten institutionellen Realitäten bei der Arbeit berücksichtigt. Welche formellen Regeln und welche institutionellen Beziehungen steuern das Verhalten? Von Interesse sind sowohl die formellen institutionellen Strukturen, als auch das informelle, beziehungsgesteuerte Geschehen. Die Frage realer Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse ist z. B. in den Blick zu nehmen, wenn ein Supervisand oder ein Team innerhalb der Einrichtung Positionen bezieht, die institutionell unerwünscht sind. Es ist dann wichtig zu verstehen, in welchem Rahmen z. B. Autonomiewünsche entstehen. Gibt es sozial reale Gefahr, den Arbeitsplatz zu verlieren?

Die institutionsanalytische Balintgruppe bewegt sich im Spannungsfeld zwischen Individuum und Institution. Was können SupervisorInnen in einer Balintgruppe zur Stärkung ihrer supervisorischen Haltung in Organisationen lernen? (Ausführliche Erörterung zur supervisorischen Haltung in Organisationen vgl. Lehmenkühler-Leuschner u. Leuschner 1997.) Aufgrund ihrer Ausbildung und ihrer spezifischen Tätigkeit, in Institutionen zu arbeiten und ständig mit Institutionalisierungen umzugehen, haben SupervisorInnen ein feines Gespür für institutionelle Bedingungen und Gegebenheiten entwickelt. Sie haben ein Gespür für die Schnittstellen, an denen sich gesellschaftliche – institutionelle und persönliche Entwicklungen treffen. Ihre institutionelle Reflexionsfähigkeit läßt sie immer wieder institutionelle Widersprüche thematisieren. Um das Orchesterbild noch einmal aufzugreifen, sie haben als Berufsgruppe eine feine Schwingungsfähigkeit für institutionelle Verwicklungen. Sie spüren in einer Fallbesprechung sehr schnell, wenn die fallvortragende Supervisorin ihre Eigenständigkeit und ausreichende Distanz verloren hat, oder wenn die Fähigkeit zu oszillierender Aufmerksamkeit, pendelnd zwischen den verschiedenen Positionen, gefährdet ist. Das hat zur Folge, daß Interessens-Identifikationen, sei es mit einzelnen SupervisorInnen, mit Gruppen, Teams oder der gesamten Organisation immer thematisiert werden bzw. daß in der Gruppe mit Sicherheit unbesetzte Rollen und Perspektiven übernommen werden. Institutionelle Anpassungsleistungen wie Konformismus, Unterwerfung, Verleugnung der eigenen Interessen werden ebenso in den Blick genommen wie institutionelle Feindbilder. Die supervisorische Wahrnehmungseinstellung berücksichtigt z. B. folgende Fragen:

Wie angemessen sind die institutionellen Strukturen in Hinblick auf die institutionellen Ziele und wie werden menschliche Bedürfnisse und Inter-

essen berücksichtigt? Welche unbewußten Wünsche, Ängste, Aggressionen, Autonomie- und Schamgefühle bestimmen die institutionelle Struktur, beeinflussen die Rollenarrangements? Die kognitiv-emotionalen Reaktionen der SupervisorInnen in der Balintgruppe beziehen sich auf die äußere und innere Realität in sozialen, kulturellen und geschichtlichen Zusammenhängen. Die Wahrnehmungsfähigkeit für diese Schnittstellen wird in der gemeinsamen Berufsgruppe trainiert, die Sensibilität für die Schnittstellen von Biographischem, Institutionsgeschichtlichem, Individuellem und Gesellschaftlichem, wird weiterentwickelt. Die Analyse dieses Dreiecks SupervisorIn – Supervisand – Institution kann sowohl aus einer Außenperspektive erfolgen mit vorwiegendem Bezug auf Struktur- und Systemaspekte, als auch aus einer Innenperspektive, um latente Bedeutungsstrukturen zu erschließen. Die äußere Perspektive beinhaltet z. B. Fragestellungen wie: welche Rollen und Aufgaben nimmt der Supervisand in seiner Organisation wahr? Wie ist er mit den institutionellen Bedingungen verwoben? Welche Rollenübernahme in der Institution entspricht sowohl den Fähigkeiten des Supervisanden, als auch den sozialen-institutionellen Anforderungen? Wenn der Leiter einer Institution darüber klagt, sich seinen Aufgaben nicht gewachsen zu fühlen, ist nicht nur zu untersuchen, wie förderlich dieser Leiter die beruflichen Beziehungen gestaltet bzw. welche persönlichen Schwächen ihn in seiner Rolle behindern, sondern in gleicher Weise ist das institutionelle Umfeld mit seinen Besonderheiten in den Blick zu nehmen. Es ist zu untersuchen, welche institutionellen Interessen zu welchen institutionellen Bedingungen (z. B. Ausstattungen im Verwaltungsapparat und im Kompetenzgefüge) geführt haben (vgl. Kernberg 1988, S.268–280) und welche institutionellen Interessen mit den individuellen Bedürfnissen des Supervisanden korrespondieren oder ihnen widersprechen. Parin hat besonders darauf hingewiesen, daß Institutionen ihren Rollenträgern insbesondere bei lukrativen Leitungsrollen eine Anpassung anbieten und abverlangen, die Zugehörigkeit zur Institution kann dazu führen, daß die Rolle das Ich ersetzt (vgl. Parin 1992, S. 112 ff.). Solche institutionellen Anpassungsmechanismen zu verstehen, ist eine wichtige Funktion der Balintgruppe. Dabei nehmen wir eine Innenperspektive ein: Wie nimmt der Supervisand die institutionelle Realität wahr, wie ist er verschmolzen mit den Leitbildern der Einrichtung? Wie zeigt sich seine Beziehung zur Institution in der Balintgruppe? Welche institutionellen Rollenträger finden hier Resonanz, wie zeigen sich institutionelles Klima und besondere Tabus? Wo bewirkt der Fallvortragende bei den Mitgliedern der Balintgruppe Denk- und Gefühlsverbote? Wie stellt sich das institutionelle Netz des Supervisanden in der Gruppe dar?

Die emotional-kognitiven Reaktionen in der Gruppe und der sich daraus entwickelnde Prozeß helfen uns nicht nur, die Beziehungssituation zwischen SupervisorIn und Supervisand besser zu verstehen, sondern auch die sozialpsychologisch-gruppendynamische Einbindung des Supervisanden kann im Hier-und-Jetzt erlebbar werden. Die Einbeziehung der Gruppendynamik führt uns zu dem Blickwinkel, in welchem sozialen Kräftefeld sich der Supervisand bewegt. Werden in der Gruppe z. B. Konflikte ausgetragen, kann es sein, daß sie konflikthafte Kräfte des Supervisanden darstellen. Gruppenmitglieder mit anspruchsvoll – vorwurfsvoll getönten Beiträgen und Mitglieder mit unterstützenden-verständnisvollen Beiträgen können dann unmittelbar erlebbar werden lassen, wie anspruchsvoll-strenge Über-Ich-Aspekte des Supervisanden mit großzügig-gewährenden Teilen im Kampf liegen.

3. Psychoanalytische Institutionsanalyse

Psychoanalytische Institutionsanalyse setzt sich zum Ziel, die innere Realität des Unbewußten im individuellen und institutionellen Handeln, wie es sich in der äußeren Realität zeigt, zu verstehen. Wenn man die institutionelle Struktur und Dynamik der Organisation des/der Supervisanden, die nicht unmittelbar kognitiv und affektiv zugänglich ist, erforschen und verstehen will, kann die Beziehung der Supervisorin zur Organisation ein Medium sein, in dem die Art zum Ausdruck kommt, wie die Institution die Beziehung zum Supervisanden bzw. zur Supervisorin als Katalysatorin gestaltet. Die Supervisionsbeziehung ist eine Art Projektionsfläche für die verborgene institutionelle Dynamik und Struktur. Um sozial festgelegte Bedeutungsstrukturen in einer Organisation zu verstehen, ist die Innenperspektive der Beteiligten zu erschließen und zu interpretieren. Ein psychoanalytisches Konzept zum Verstehen fremder Kulturen und Institutionen finden wir in der ethnopschoanalytischen Forschung, wie Maya Nadig sie in „Die verborgene Kultur der Frau“ beispielhaft verdeutlicht hat. Hier geht es um die ständige Aufmerksamkeit für die Entwicklung der unmittelbaren Beziehung zwischen der Forscherin und den Mitgliedern der anderen Kultur. Das Konzept der ethnopschoanalytischen Beziehung basiert auf der Gegenübertragungsanalyse von Gesprächen mit Angehörigen einer anderen Kultur und geht davon aus, daß Menschen aus verschiedenen Kulturen als Fremde kulturspezifisch aufeinander reagieren. Die in der Beziehung ausgelösten Affekte, Wahrnehmungen und Handlungsimpulse werden von der jeweiligen Kultur bestimmt. Die kulturell geprägten Rollen, Erlebens- und Wahrnehmungsweisen und die kulturspezifischen

Kommunikationsmuster stoßen aufeinander. Unerwartete – weil kulturspezifische – Aktionen und Reaktionen lösen Verunsicherungen und Irritationen aus. Irritationen sind Reaktionen auf einen Gegensatz zweier Positionen oder auf Widersprüchliches oder Brüche. Solche Irritationen werden von der Forscherin affektiv und kognitiv beantwortet und verarbeitet: sowohl mit Affekten, Identifikationen, Abwehrmechanismen wie mit assoziativen Einfällen, Erklärungen und Theorien. Das im Beziehungserleben „Fremde“ ist Gegenstand der Reflexion und Selbstreflexion und ermöglicht einen Zugang zur kulturspezifischen Psychodynamik und zur fremden Kultur. Ziel ist, die kulturspezifische Dynamik des Handelns in ihren Bedeutungsstrukturen zu verstehen. Das bedeutet, sich auf einen reflexiven und selbstreflexiven Prozeß einzulassen, indem man sich über die eigene kulturelle Geprägtheit wie die des Gegenübers bewußt wird. Das „Fremde“ im Beziehungserleben wird nicht pathologisiert, sondern wahrgenommen als bedeutsamer Ausgangspunkt der Verstehenssuche in einem zwischen Identifikation und Abgrenzung oszillierenden Prozeß. Mit Maya Nadigs Worten: „Das Aufeinanderstoßen zweier kultureller Kommunikationsmuster löst bei der Ethnologin subjektive Irritationen aus, die sie unweigerlich in den oszillierenden Prozeß der empathisch-identifikatorischen Annäherung und des reflexiv abgrenzenden Rückzuges hineinführen. Ohne diesen Oszillationsprozeß könnte sie die kulturspezifische Umgangsweise des Gegenübers gar nicht wahrnehmen, sie müßte sie – aus Selbstschutz – als neurotische und individuelle Abwehrformen deuten“ (Nadig 1997, S. 49).

Diesen Mechanismus kennen wir auch aus der Supervisionsarbeit in uns fremden Institutionskulturen. Dieser Oszillationsprozeß bildet sich auf einer anderen Ebene ebenfalls in der Balintgruppenarbeit ab. Das heißt: Die ethnopschoanalytische Kulturanalyse läßt sich auch auf das Verstehen von Institutionskulturen übertragen. Der spezifische Institutionszusammenhang des/der Supervisanden mit tradierten Wertvorstellungen und Rollenerwartungen soll erschlossen werden. Welchen institutionskulturspezifischen Umgangsformen begegnen mir bei dem/den Supervisanden?

In der Balintgruppe ist das „Befremdende“, das zunächst Unverständliche, Ausgangspunkt der Arbeit. Die latente Dynamik der Institutionskultur, die im Fallvortrag reinszeniert wird, kann in der Gruppe ausschnittsweise miterlebt und miterkannt werden. Sie zeigt sich in der emotionalen, psychischen und kognitiven Bewegung der Gruppe, die durch „Irritationen“ ausgelöst werden. Die durch den Fallvortrag ausgelösten emotionalen und kognitiven Bewegungen sind auch Abbild der institutionellen Übertragungen und institutionellen Gegenübertragungen. Mit institutionellen Übertragungen meine ich die eigenen Übertragungsbereitschaften auf

Institutionen und fremde Kulturen, die sowohl lebensgeschichtlich als auch kulturell bestimmt sind und mit den Erfahrungen zusammenhängen, die man mit bestimmten Institutionen und Organisationen gemacht hat und die häufig unbemerkt die Wahrnehmungs- und Handlungsweisen in Supervision und Balintgruppe bestimmen. Institutionelle Gegenübertragungen sind die Reaktionen der Supervisoren auf die Übertragungen des/der Supervisanden auf die Institution oder bestimmte Mitglieder der Institution (vgl. Wellendorf 1991, S. 58). Eine wichtige Voraussetzung, um institutionelle Gegenübertragungen von eigenen institutionellen Übertragungen unterscheiden zu können, sind reflexive Gespräche und selbstreflexive Arbeit.

Fallvignette

Vorgestellt wird die Supervision in einem Altenheim mit konfessioneller Trägerschaft. Die Supervisorin ist irritiert darüber, daß die Supervision immer mit 10minütiger Verspätung beginnt, weil noch vordringlich wichtige Arbeit mit den alten Leuten oder wegen unaufschiebbarer institutioneller Aufgaben zu erledigen ist. Die regelmäßige Verspätung entschuldigen die Supervisanden selbstbewußt und mit gleichzeitigen Schuldgefühlen der Supervisorin gegenüber. Gleichzeitig vermitteln sie eine gewisse Genugtuung oder klammheimliche Freude beim Zuspätkommen. Im Laufe des Prozesses werden mehrmals kurzfristig Supervisionstermine abgesagt wegen wichtiger institutioneller Verpflichtungen. Bei der Supervisorin wechseln Verärgerungsgefühle auf die Supervisanden und Verunsicherung mit Akzeptanz der Supervisanden und Ärger auf die Einrichtung ab. In den Supervisionsgesprächen werden immer wieder Arbeitsüberlastung und Überstunden thematisiert.

Die Balintgruppenmitglieder konzentrieren sich auf die erzählten Phänomene als symbolische Darstellungsmöglichkeiten der Teammitglieder, die äußere institutionelle und gleichzeitig innere Vorgänge repräsentieren. Es werden Einfälle dazu gesammelt, welche kulturspezifische/institutionelle Bedeutung sich im Zuspätkommen und kurzfristigen Terminabsagen ausdrücken und wie das kontinuierlich aufgegriffene Thema der Arbeitsüberlastung auf sie wirkt. Während die einen das Zuspätkommen als eine persönliche Abwehr gegenüber der Supervision vermuten, andere objektive gesellschaftliche Veränderungen und Konkurrenzdruck von Altenheimen mit privaten Anbietern in den Blick nehmen, empfinden wieder andere das Phänomen als ambivalente Nähe-Distanz-Regulierung in der Beziehung zur Supervisorin. Deren Fallvortrag lenkt die Aufmerksamkeit auf die Selbstpräsentation der Teammitglieder, die sich als unentbehrlich darstellen und den Bedürfnissen ihrer Klienten immer den Vorrang geben müssen. Sie zeigen sich als Diener(-innen) der Einrichtung, indem sie sich dringend und unverzüglich um gewichtige institutionelle Belange kümmern müssen. Persönliche Absprachen, Verbindlichkeiten des Teams mit der Supervisorin sind immer untergeordnet. In der Identifikation mit der Supervisorin wird erlebt, wie die „Größe“ der Supervisorin schrumpft, wie auch sie sich den institutionellen Bedingungen anpassen muß. Einige erleben den

strukturellen Bemächtigungswunsch der Supervisanden, die der Supervisorin immer wieder „ihre“ Struktur aufzwingen, entgegen den gleichzeitig immer wieder bestätigten zeitlichen Absprachen und der Bekräftigung des Wunsches, die Supervision fortsetzen zu wollen. Andere Balintgruppenmitglieder erleben als Supervisorin die Angst, von den Supervisanden nicht genügend geschätzt zu werden oder fühlen sich in ihrer Kompetenz bzw. in ihrem Wert für die Einrichtung in Frage gestellt. Demgegenüber vergrößern sich die Supervisanden, indem sie sich mit der Allmacht der Institution identifizieren, ihre Größen- und Tüchtigkeitsphantasien mit der Arbeit verknüpfen, die sie als wichtiger als die Supervisionsarbeit demonstrieren. In der Reaktion verspüren die SupervisorInnen Ärger auf die „verschlingende“ Einrichtung. Sie fühlen sich verkleinert und entwertet. Die fallvortragende Supervisorin ergänzt, daß ihr die Supervisanden verdeutlicht haben, daß sie die Supervisorin nicht kränken wollen, daß sie jedoch ihren beruflichen Wert und ihre Sicherheit aus der 150%igen Identifikation mit der Arbeitsaufgabe und letztlich dem institutionellen Sich-Unterordnen beziehen.

4. Analyse der institutionellen Übertragungen und Gegenübertragungen als Ausdruck der institutionsspezifischen Kultur

Als institutionskulturspezifische Phänomene und Umgangsformen begegnen der Supervisorin die ständige Arbeitsüberlastung, das gehäufte Zuspätkommen, die Demonstration, daß der Umgang mit der Zeitstruktur allein institutionell bestimmt wird und andere Verbindlichkeiten wie Supervisionszeitabsprachen, Familie und persönliche Freizeitbedürfnisse sich dem unterzuordnen haben. Die Institutionskultur des Vorrangs von pragmatischer Aktion, der Notwendigkeit der täglichen Arbeitsbewältigung durch Handeln gegenüber der Institutionskultur der Supervision, in der die Reflexionsnotwendigkeit als wesentliche Grundlage der Arbeitsbewältigung betont wird, treffen aufeinander und bedrohen sich gegenseitig. Die institutionelle Sicherheit, die den Supervisanden berufliches Selbstbewußtsein gibt, kann gegenüber der „Fremdheit“ der Supervisionskultur, die zu Verunsicherungen und „Verkleinerungs“-Ängsten geführt hat, steuernd und ausgleichend eingesetzt werden. Die Beziehungsgestaltung zur Supervisorin ist Ausdruck einer Organisationskultur, in der persönliche Gefühle dem „größeren Ganzen“ untergeordnet werden. Indem sich die Supervisanden mit den institutionellen Normen identifizieren, erleben sie eine Vergrößerung und institutionelle Zugehörigkeit, die sie mit narzißtischer Stärkung und Anerkennung entschädigt. So wie die Supervisanden sich institutionelle Anerkennung verschaffen, versuchen sie auch, sich der Supervisorin gegenüber zu zeigen. Sie sind sich ihrer Anerkennung noch nicht sicher.

Sie haben die Frage, ob die Supervisorin sie in ihrer beruflichen Tüchtigkeit und Kompetenz bestätigen wird oder ob sie sie überwiegend in ihren Defiziten und Unsicherheiten wahrnimmt. Diese Unsicherheit korrespondiert mit der institutionellen Gegenübertragung der Supervisorin, die sich professionell auch noch nicht angenommen fühlt, sich von der Institution sowohl eingeladen als auch ausgeladen fühlt. Das Bedrohungsgefühl, das durch die Supervision mit den fremdartigen Normen entsteht, führt jedoch nicht zum Supervisionsabbruch. Der Supervisorin werden einerseits Grenzen aufgezeigt, andererseits die Fortsetzung der Supervision bestätigt. Warum muß sich die Supervisorin einerseits symbolisch der Institution beugen und wird andererseits als außenstehende Beraterin, die symbolisch Autonomie der Institution gegenüber repräsentiert, weiterhin in Anspruch genommen? Im Zuge des gesellschaftlichen Umbruchs im Gesundheitswesen sieht sich die Institution Altenheim mit gravierenden strukturellen Veränderungsnotwendigkeiten konfrontiert, um in der Konkurrenz mit anderen Einrichtungen überleben zu können. Gleichzeitig ist die kirchliche Einrichtung Traditionen von Mitmenschlichkeit und Altruismus verpflichtet, die jedoch mit wirtschaftlich/ökonomischen Notwendigkeiten im Interessenskonflikt liegen. Die bewährten Lösungsstrategien, die Arbeitskomplexität über die Verinnerlichung der kirchlich/institutionellen Ideale zu bewältigen, reichen meist nicht mehr aus; die Individualitätsinteressen und Selbstbezogenheit vieler Mitarbeiter werden größer und bewirken hohe Fluktuation unter den Mitarbeitern. Gleichzeitig muß im Stellenplan gespart werden, es kommt eher zu Kündigungen bei Nicht-Akzeptanz der institutionellen Spielregeln. Auf diesem Hintergrund wird die vielschichtige Ambivalenz der Mitarbeiter verständlich. Die Supervisorin soll die institutionellen Spielregeln spüren, erleiden und akzeptieren. Andererseits soll sie als autonome Beraterin in dem Interessenskonflikt vermitteln und den Supervisanden bei der Bewältigung der brennenden institutionellen Probleme helfen. In der Ambivalenz, die in der Beziehungsgestaltung der Altenheimmitarbeiter zur Supervisorin sichtbar wird, kommt auch die ambivalente Einstellung der Supervisanden zu ihrer Selbstaufgabe fordern, vereinnahmenden Einrichtung zum Ausdruck. Diese Dynamik bekommt die Supervisorin im eigenen Erleben zu spüren. Die „institutionelle Gegenübertragung“ der Supervisorin, in der sie sich instrumentalisiert und nach Bedarf stehengelassen fühlt, läßt auf Auseinandersetzungswünsche, Autonomiebedürfnisse und Wünsche, in der eigenen Individualität und im beruflichen Selbstwert anerkannt zu werden, schließen. Die Dynamik der Einrichtung, ihre Ideologie von Selbstaufopferung, Aufgabe von Individualität zugunsten des Gemeinwohls und der tradierte Wert des Dienens bei gleichzeitigen Ausbeutungstendenzen oder Rücksichtslosigkeiten den

Mitarbeitern gegenüber kommt also in der Art zum Ausdruck, wie die Institution bzw. die Teammitglieder als Angehörige der Institution die Beziehung zur Supervisorin gestalten. Die der Supervisorin unbewußt vermittelte Angst, in der Institution nicht geschätzt zu werden, durch willkürlich erlebte Terminabsagen korrespondiert mit der unbewußten Angst der Mitarbeiter, von der Institution willkürlich und wenig wertschätzend behandelt zu werden. Der Wertewandel in der Einrichtung mit den Polen Altruismus und Mitmenschlichkeit und ökonomische Effizienz führt zu einer Verringerung der institutionellen Glaubwürdigkeit. Es fällt den Mitarbeitern schwerer, ihre Größenphantasien und ihre Sinnorientierung an die Arbeit in der kirchlichen Einrichtung zu binden. Das berufliche Identitätsgefühl ist in der Krise. Die Supervisorin wird geprüft, ob sie hierin einen Ausweg findet. Es entsteht die Frage, ob Beziehungsorientierung und wirtschaftliche Effizienz unvereinbare Gegensätze sein müssen.

Auf einer allgemeinen Ebene zusammengefaßt: Die verborgene institutionelle Dynamik und Institutionskultur werden in der Beziehungsgestaltung zur Supervisorin sichtbar. Das kulturspezifische Verhalten der Supervisanden führt zur Irritation. Die institutionellen Übertragungen und Gegenübertragungen werden als Ausdruck der institutionspezifischen Kultur verstanden. Die Wahrnehmung des Anders-Seins wird als „bedeutsam“ wahrgenommen und führt zum gegenüberstellendem (konfrontativen) und gleichzeitig verstehenwollenden Gespräch mit dem Ziel, die institutionskulturellen Besonderheiten ins Bewußtsein zu heben. Das Verstehen von unbewußten Ängsten der Supervisanden ermöglicht ein bewußtes Benennen der psychosozialen Dynamik und schafft eine Basis zur Konfliktbearbeitung.

5. Was wird besonders in der institutionsanalytischen Balintgruppe gelernt?

Wenn Supervisanden über beruflich schwierige Situationen berichten, die Supervisorin sich ein Bild gemacht hat von der sozialen/institutionellen Situation, entwickelt sich in der Regel bei der Supervisorin, die sich in den Supervisanden und die Situation einfühlt, der Impuls, sich auf die eine oder andere Seite zu stellen. Das übermittelte Bild des Supervisanden wird als objektive Realität übernommen. Im Sinne einer elterlichen Gegenübertragung stellt sich z. B. der Wunsch ein, dem Supervisanden mit einem gutgemeinten Ratschlag oder einer schnellen Konfrontation zu „helfen“. Der Gefahr des „Mitagierens“ wirkt die Balintgruppe entgegen, indem sie durch ihr Setting mit den speziellen Spielregeln einerseits ermutigt, die

spontanen Reaktionen auf den Supervisanden genau wahrzunehmen, andererseits eine Verzögerung auf der Handlungsebene bewirkt, indem reflexiv die emotional-kognitiven Reaktionen als Hinweise auf Gegenübertragungsreaktionen untersucht werden. Die SupervisorInnen lernen, sich in Beziehungskonflikte nicht hineinziehen zu lassen, sondern sie als veräußerlichte Konflikte des Supervisanden zu verstehen, die häufig gleichzeitig mit institutionellen Problemen korrespondieren. Die Balintgruppe versucht also auch, institutionelle Probleme nicht zu psychologisieren und scheinbar persönliche Probleme in ihrer institutionellen Bedingtheit zu verstehen bzw. bei Verflechtungen Differenzierungen zu erarbeiten. Die SupervisorInnen lernen wahrzunehmen und zu beobachten

- was der/die Fallvortragende erzählt und wie er/sie es erzählt
- wie er/sie selbst auf das Erzählte reagieren und
- welche kulturellen Kommunikationsmuster aufeinanderstoßen
- welche Irritationen ausgelöst werden
- welche Beziehungsgestaltung der Fallvortragenden zur Institution sichtbar wird
- welche Beziehungsgestaltung des/der Supervisanden zur Fallvortragenden spürbar wird
- wie die anderen Gruppenmitglieder und der/die Leiter/in reagieren.

Sie lernen gleichzeitig, eine suchende Haltung einzunehmen und Zusammenhänge zu dem vorgetragenen Fall zu erkennen und den Supervisanden in Hinblick auf seine „Objekte“ und inneren Konflikte zu betrachten, die er in der Art der Gestaltung seiner sozialen Beziehungen (zu Berufskollegen, zur Institution, zur Supervisorin und zu den Balintgruppenmitgliedern) vermittelt durch den/die Fallvortragenden zum Ausdruck bringt. Sie lernen, sich zu fragen, wozu das Verhalten des Supervisanden dienen könnte. Sie erwerben eine Kompetenz in Beziehungsdiagnostik und werden dafür sensibilisiert, welche Art von Beziehung jemand häufig herstellt, welche Beziehungskonstellationen jemand bevorzugt oder auch meist vermeidet, welche Beziehungssituationen für den Supervisanden schwierig zu bewältigen sind. Der Bezug zur persönlichen Lebensgeschichte erleichtert das Verstehen von Rollenfixierungen, Einschränkungen im beruflichen Bewegungsspielraum sowie das Verstehen, warum der Supervisand die Supervisorin immer wieder bewegt, eine bestimmte Rolle einzunehmen. Sobald ich eine bestimmte Haltung des Supervisanden, die mich reizt, ungeduldig oder aggressiv macht, als „sinnvolles“ defensives Verhaltensmuster verstehe, mit dem der Supervisand einen inneren Konflikt zu bewältigen versucht, werde ich als Supervisorin ruhiger, entspannter, sachlicher und toleranter. Das bessere Verständnis ermöglicht der Supervisorin eine Überwindung der Gegenübertragung. Das bewirkt ein besseres Zuhören,

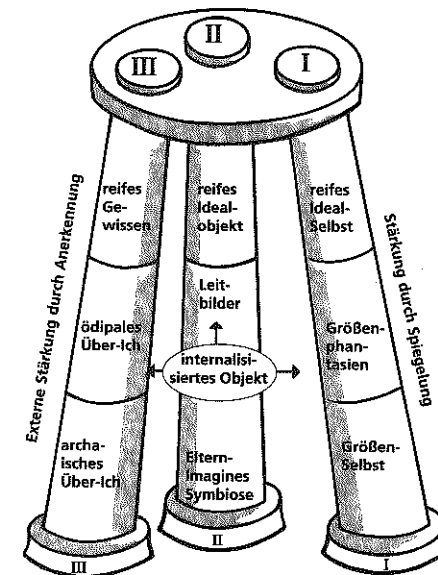
treffenderes Fragenstellen auf der Grundlage einer akzeptierenden Beziehung. Wenn z. B. eine Lehrsupervisorin in der Balintgruppe herausfinden möchte, wozu es ihrer Lehrsupervisorin wohl dienen könnte, keinen eigenen Supervisanden zu finden und für längere Zeit in der Akquisition erfolglos zu bleiben, eröffnen sich allein durch die Fragestellung und das Sammeln von Einfällen dazu neue Perspektiven. Empfinde ich als Mitglied der Balintgruppe die vorgestellte Lehrsupervisorin als antriebslos, als ängstlich oder als trotzig-aggressiv? Wie wirkt sich meine Wahrnehmung auf meine Gefühlslage und Beziehung zur Lehrsupervisorin aus? Welche Beziehung stellt sie zur Lehrsupervisorin her, welche zu den Ausbildungsleitern? Werden die Ausbildungsleiter als strenge, fordernde Lehrer dargestellt, denen die Lehrsupervisorin gegenüber ausgleichend gütig sein sollte oder möchte? Wie ist die Beziehung der Ausbildungskandidatin zur Ausbildungsinstitution? Zu welcher institutionellen Gegenübertragung werde ich bzw. die Lehrsupervisorin eingeladen? (Mit institutioneller Gegenübertragung meine ich die Reaktionen der Lehrsupervisorin auf die Übertragungen der Ausbildungskandidatin zur Ausbildungsinstitution.) Welche Beziehung zur Institution wird mir vermittelt, welche Rolle soll die Lehrsupervisorin in dem Dreieck übernehmen? Gibt es bei den drei Parteien wechselnde Koalitionen oder werde ich Rollenteilhaber in einem strengen Eltern/Kind/Arrangement? Möchte ich die Lehrsupervisorin am liebsten wegschicken? Fängt sie an, an ihrer Fähigkeit, Supervisorin werden zu können, zu zweifeln? Ist sie oder bin ich in der Identifikation mit ihr enttäuscht, daß alle Ermutigungen zu offensiveren Akquisitionsbemühungen nichts „gefruchtet“ haben? Fürchtet sie, „erfolglose“ Lehrsupervisorin zu werden? Könnten solche Gefühle mit Selbstwertzweifeln der Lehrsupervisorin in Zusammenhang stehen? Oder will sie den Lehrern beweisen, daß die Anforderungen zu hoch sind? Oder konstatiert sie eine schulische Situation, die zum Versagen führt? Warum kann die Lehrsupervisorin die innere Haltung „ich bin wertvoll“, mit mir lohnt eine (berufliche) Beziehung nicht einnehmen?

Es ist zwar nicht völlig auszuschließen, daß die „Erfolglosigkeit“ primär durch eine schwierige Marktlage bestimmt ist. Es hat sich jedoch oft gezeigt, daß sich die äußere Situation und die institutionellen Rahmenbedingungen auf verschiedenste Weise mit der Psychodynamik der akquirierenden Supervisorin (in Ausbildung) verbinden. Sobald die Lehrsupervisorin beginnt, durch in der Balintgruppe geäußerte Vermutungen und Hypothesen Möglichkeiten zu sehen, wie die Supervisorin zu verstehen ist, ohne dabei die institutionelle Einbindung der Supervisorin aus dem Blick zu verlieren, verändert sich ihre Gegenübertragungskonstellation, und sie kann wieder zugewandter und hoffnungsvoller mit der Supervisorin arbeiten.

6. Institutionelle Abwehr auf dem Hintergrund eines Selbstwertregulations-Modells

Psychoanalytische Sichtweisen enthalten Verstehensgrundlagen für institutionelle Anpassungs- und Abwehrmechanismen. Dazu gehören rollengebundene Abwehrformen in dyadischen Beziehungen und Gruppen, institutionelle Abwehr als von der Institution gebildete Abwehrstrukturen. Kollektive institutionelle Abwehrkonstellationen als Arrangements, die aus psychosozialen und institutionellen Abwehrstrukturen gebildet werden, werden bei Lapassade (1972) und Pages (1974) beschrieben. Mentzos hat sich besonders mit der Konfliktodynamik Institution und Individuum auseinandergesetzt. Institutionen, die Normen, Werte und Ideologien prägen und Individuen Berufs-Identität und Selbstwertgefühl „verleihen“, sind besonders geeignet, die unbewußte Dynamik, d. h. die neurotischen und regressiven Tendenzen ihrer Mitglieder aufzugreifen und diese zu Abwehrzwecken zu nutzen (Mentzos 1976, S. 80). Die Institution stellt den besonderen Bezugsrahmen, der zu der unbewußten Dynamik einlädt. Den psychodynamischen Hintergrund für die „institutionalisierte Abwehr“ möchte ich genauer mit dem von Mentzos 1995 dargestellten Selbstwertregulationsmodell beschreiben, weil er ein differenzierteres Verstehen der institutionalisierten Abwehr ermöglicht. Das Modell, das er das „Drei-Säulen-Modell“ nennt, scheint mir nützlich für die Beziehungsdiagnostik in der institutionsanalytischen Balintgruppe wie für die supervisorische Arbeit überhaupt.

Zur besseren Anschaulichkeit hier ein Schaubild (Mentzos 1995, S. 40):



Eine gute, stabile Selbstwertregulation basiert auf dem Gleichgewicht von drei Kräften: der Selbst-Repräsentanz mit dem inneren Bild von sich selbst, der Objekt-Repräsentanz mit frühen Elternbildern, Leitbildern, „Ideal-Objekten“ und der Über-Ich-Repräsentanz oder dem Gewissen. Mentzos vergleicht ein sicheres Selbstwertgefühl mit der Tragfähigkeit eines Dreifußes, der von drei Beinen oder drei Säulen getragen wird. Er nennt sein Modell der Selbstwertregulation das „Dreisäulenmodell“. Zwei der drei Säulen veranschaulicht er mit einer Metapher aus dem Wirtschaftsleben: dem Giro-Konto und dem Grundkapitalkonto als zwei intrapsychische Bankkonten, die die Selbstwertdynamik wesentlich bestimmen. Er geht also davon aus, daß jeder Mensch zwei seelische Bankkonten hat. Das Grundkapitalkonto, die erste Säule, wird gespeist durch die Großzügigkeit der Eltern oder der ersten wichtigen Bezugspersonen. Die Menschen, die das Glück hatten, erwünscht zu sein, Bestätigung und Aufmerksamkeit zu bekommen, in ihrem Selbst-Wert gespiegelt und anerkannt worden sind und auch eine gute körperliche Grundausstattung bekommen haben wie Gesundheit und Schönheit, konnten einen Fundus an Sicherheit, Selbstvertrauen, Urvertrauen und eine gesunde Eigenliebe erwerben. Die narzißtische Zufuhr der Eltern bildet das Grundkapital und bewirkt einen Vorrat an positiven Selbst-Bildern. Die in der frühen Kindheit auftretenden Größengefühle und Phantasien von Omnipotenz, die von den Eltern befriedigend aufgegriffen werden, schaffen die Voraussetzung für kreative, gestaltende Kraft, ein Grundkapital an Selbstbewußtsein, die umgebende Umwelt beeinflussen und gestalten zu können. Die erste Säule, die diesem Grundkapitalkonto entspricht, hat die Entwicklung des Größen-Selbst zur Grundlage, auf der sich später lebenslang vorhandene halb-bewußte Größenbilder entwickeln. Diese Größenbilder sind es, die zum Lernen und Arbeiten motivieren und ein Zutrauen zu sich selbst voraussetzen, die Welt durch eigene gestaltende Kraft zu verändern; gleichzeitig ermöglichen die Größenbilder von sich selbst eine ausreichende Unsicherheits- und Mißerfolgstoleranz. An der Spitze der Säule steht das reife Ideal-Selbst: es beinhaltet realistisch korrigierte, positive Vorstellungen von sich selbst. Diese bieten ein ausreichendes Sicherheitspolster, das eine Gelassenheit ermöglicht, Fehler zu machen und eine Kränkungsstoleranz, die es erleichtert, Kritik entgegenzunehmen und zu verarbeiten.

Die andere Säule, in Mentzos' Modell die dritte Säule, entspricht dem Girokonto, auf dem die Entlohnung für alle Leistungen gesammelt wird. Die eigene und soziale Anerkennung, die durch Arbeit oder sozialen Erfolg, Kreativität, Pflichterfüllung, Ordentlichkeit und Fleiß erreicht wird, wird auf diesem Konto angehäuft. Gleichzeitig werden von diesem Konto alle „Lebenskosten“ bezahlt, soziale Verpflichtungen, Hilfsbereitschaft,

„Lehrgeld“ bei Fehlern, Entschädigungen an andere, Anpassungsleistungen in persönlichen und beruflichen Beziehungen, Unterwerfung unter institutionelle Bedingungen. Dieses psychische „Giro-Konto“ ist gleichzeitig das Über-Ich-Konto und wird von der dritten Säule repräsentiert. Im oberen Drittel der Säule steht das reife Gewissen, das entwicklungsmäßig zurückgeht auf das archaische oder unreife Über-Ich und das ödipale Über-Ich im Mittelbereich. Die Stärkung der Säule basiert auf Anerkennung von Leistung und Pflichterfüllung.

Die zweite Säule repräsentiert die verinnerlichten Idealobjekte. Sie wird anfänglich in der symbiotischen Abhängigkeit zu den frühen Bezugspersonen gespeist durch Identifikationsprozesse, die zu idealisierten Elternbildern führen (Basis der Säule). In der weiteren Entwicklung bilden sich dann über Identifikationsprozesse und Internalisierungen Leitbilder (mittlerer Teil der Säule). Darauf aufbauend entsteht durch Introjektion und Assimilation das reife Idealobjekt (oberer Teil der Säule). Gutartige internalisierte Objekte sind mit einer narzißtischen Stärkung verbunden und ermöglichen zunehmend eine kritische und realistische Selbsteinschätzung. Das Selbstwertgefühl wird also sowohl vom äußeren, realen Objekt reguliert, die Stärkung erfolgt durch Spiegelung (erste Säule), als auch vom internalisierten Objekt, wobei die Stärkung über externe Stärkung durch Anerkennung erfolgt (3. Säule).

Eine gute und stabile Selbstwertregulation basiert auf einer ausgeglichenen Struktur und intakten Funktionsweise aller drei Säulen. Das Gleichgewicht in der Selbstwertregulation wird beeinträchtigt, wenn die Statik der drei Säulen erschüttert wird. Zu einer Störung des Gleichgewichts kommt es also bei Defiziten auf einer oder allen drei Säulen. Auf der dritten Säule kommt das Selbstwertgefühl aus dem Gleichgewicht, wenn das Ich verunsichert wird durch Kritik, Verurteilung oder Bestrafung wegen nicht erbrachten oder mangelhaften Leistungen oder bei „sündhaftem“ Verhalten. Gibt es vorübergehend bei der dritten Säule Defizite, z. B. bei schulischen oder beruflichen Leistungseinbrüchen, können diese Defizite auf dem „Über-Ich-Konto locker oder während hingenommen oder verarbeitet werden, wenn die erste Säule stabil und kräftig genug ist. Die erste Säule mit ausreichendem Grundkapital kompensiert Niederlagen und Mißerfolge der dritten Säule, gibt sozusagen ausgleichenden Kredit. Ist die erste Säule jedoch wenig stabil, gibt es wenig stärkende verinnerlichte Idealselbst-Bilder, kann man sich wenig Defizite auf der ersten Säule leisten. Man kann wenig Risiken eingehen, scheut, sich auf unsicheres Terrain zu begeben, wie es beim Lernen zwangsläufig nötig ist, und muß gleichzeitig angestrengt dafür sorgen, daß auf dem Über-Ich-Konto keine Schulden gemacht werden. Es muß möglichst alles „richtig“ gemacht werden. Damit

die erste Säule Kompensationsaufgaben für die zu schwache dritte Säule übernehmen kann, muß sehr hart gearbeitet werden. Die Überschüsse auf diesem Konto werden dann der dritten Säule zugeleitet, das Grundkapital im Größenselbst wird angereichert. Wie beim Monopoly ist es jedoch wesentlich leichter, risikoreicher mit Gewinnmöglichkeiten zu experimentieren, wenn es ein gutes Grundkapital als Polster gibt, auf dem Verluste abgefedert werden können. Das langsame oder verzögerte Lerntempo mancher Supervisanden steht also häufig im Zusammenhang damit, mit wieviel Risiko sie sich „Fehler“ leisten können.

In Lebensabschnitten, die mit Belastungen und Krisen verbunden sind, in denen schwere Kränkungen am Arbeitsplatz zu verarbeiten sind, Beziehungs- und Anerkennungsverluste, wo sich das Selbst-Bild und das Größenselbst verändert durch Krankheiten oder altersbedingte Veränderungen, wo es weniger narzißtische Zufuhr gibt durch Leistungsabfall im Beruf oder bei Stellenkürzungen die Erfahrung, nicht mehr gebraucht zu werden, jahrelang erworbene berufliche Kompetenz nicht mehr gefragt ist, in Belastungssituationen in der beruflichen Aus- und Fortbildung, wo große Leistungssängste zu bewältigen sind, in diesen Zeiten ist man vorwiegend auf die erste Säule, das Grundkapitalkonto, angewiesen. Wenn das Guthaben hier nicht reicht, sind Kompensationen über Leistung und Anpassung gefragt, so daß es eine Ausgleichsmöglichkeit über soziale Anerkennung gibt.

Bei einer drohenden Selbstwertdekomensation, die nicht mehr über vermehrte Leistung ausgeglichen werden kann, kommt es zu regressiven Bewältigungsformen. Je tiefer und anhaltender die Regression ist, und der Versuch der Selbst-Stärkung sich anhaltend im unteren Bereich der drei Säulen bewegt, desto eher führt die Selbstwertregulation in den psychopathologischen Bereich.

Wird das frühe Entwicklungsstadium der ersten Säule aktiviert, also das Größenselbst an der Basis der ersten Säule, kommt es zu einer künstlichen Aufblähung des Größenselbts. Das Grundkapitalkonto wird scheinbar vergrößert und das Über-Ich wird ausgeschaltet – es kommt zur manischen Selbstüberschätzung. Eine Regression auf der zweiten Säule, die über Selbststärkungsversuche durch zeitweise Identifikation mit Leitbildern oder Größen-Objekten tiefer zur Basis geht, führt zu symbiotischer, infantiler Abhängigkeit und/oder einer Identifikation mit dem idealisierten Objekt. Das kann die Grundlage für eine Abhängigkeits-Depression sein.

Wenn die zweite Säule mit den Objektrepräsentanzen nicht gut ausgestattet ist, kommt es ebenfalls zu Selbstwertregulationsstörungen. Wenn also die verinnerlichten Objekte nicht überwiegend gutartig sind, sondern streng, verachtend oder schnell abwertend und verurteilend, fällt eine

wesentliche Quelle der inneren Selbst-Stärkung aus. Das hat eine verstärkte Abhängigkeit von äußeren Objekten, von realen Bezugspersonen zur Folge. Im Bereich des Lernens führt es zu einer Überängstlichkeit und eingeschränktem Handlungs- und Experimentierspielraum. Im Beziehungsbereich wird ein besonders hohes Maß an Bestätigung gebraucht und erwünscht, gleichzeitig wird Ablehnung, Verurteilung und Strenge befürchtet und provoziert. In der Gegenübertragung wird man dazu gebracht, das Zutrauen zum lernenden Supervisanden zu verlieren, ungeduldiger und weniger gewährend als üblich zu werden.

Wird die dritte Säule bei einer Destabilisierung der beiden anderen Säulen kompensatorisch aktiviert, kann es im Extrem entweder zu Überanstrengungen kommen oder zur starken Regression auf die Basis der Säule. Das strenge Über-Ich wird dann so verstärkt, daß es zu zwanghaften, übergewissenhaften Einschränkungen kommt bis hin zur Schuld-Depression und Psychose.

7. Psychosoziale Arrangements in Organisationen zur unbewußten Aussteuerung des Selbstwertgefühls

Die Ausbalancierung des Selbstwertgefühls findet nicht nur intrapsychisch durch die Dynamik zwischen und innerhalb der drei Säulen statt, sondern findet auch in der äußeren Wirklichkeit in psychosozialen Arrangements ausgleichende Möglichkeiten. Die psychosoziale Dynamik des Unbewußten in beruflichen Beziehungen zeigt sich – wie schon oft beschrieben – in der unbewußten Auswahl und Gestaltung der sozialen Beziehungen. D. h., es werden Beziehungsmöglichkeiten konstellierte, in denen die innere Dynamik externalisiert wird. So kann die drohende Destabilisierung des Selbstwertgefühls vermindert oder ausgeglichen werden, indem reale Beziehungspersonen, z. B. Berufskollegen oder Vorgesetzte, entlastende Funktionen bekommen. Die Arbeit der dritten Säule, das Über-Ich-Konto, kann entlastet werden, wenn es gelingt, einen strengen, strafenden oder anspruchsvollen Partner zu finden. Die Dynamik der unbewußten Partnerwahl, der Kollusionen, der unbewußten Einladung (oder Provokation), eine komplementäre Rolle zu übernehmen, ist im familiären und Partnerschaftsbereich schon oft beschrieben worden (z. B. H.-E. Richter oder J. Willi). Die psychosoziale Dynamik wird in ähnlicher Weise in beruflichen Situationen im institutionellen Gefüge wirksam.

In Mentzos' „Drei-Säulen-Modell“ wird die dritte Säule entlastet, indem das eigene strenge Über-Ich externalisiert wird. Die Kollegen werden dann als übermäßig anspruchsvoll erlebt, der Chef hat nur strenge, überfordern-

de Seiten. Eine andere Kompensationsmöglichkeit besteht darin, daß die eigene Über-Anstrengung in einem realen Beziehungsarrangement in Szene gesetzt wird.

Psychosoziale Arrangements, die der zweiten Säule mit den Objektrepräsentanzen zuzuordnen sind und kompensatorisch eine stärkende Funktion übernehmen, sind in der Zugehörigkeit zu positiv besetzten Gruppen zu finden. In der Organisation kommt es zu Gruppen- oder Untergruppenbildungen, die eine Stärkung durch Identifikation mit dem kollektiven Ich zur Folge hat: wir Mitarbeiter der Firma X fahren mit unserem Betriebsleiter nach Frankreich und besuchen unsere Kooperationspartner; wir Polizisten sind harte Burschen; wir Lehrer für Erziehungswissenschaften an der Schule X setzen uns konsequent für unsere Werte ein; wir SupervisorInnen haben eine eigene differenzierte Fachsprache und sind auf dem Organisationsentwicklungskongreß in X gern gesehene Gäste; wir Mitarbeiterinnen aus dem Frauenhaus machen gesellschaftlich unersetzliche Arbeit. Die Kompensation der nicht ausreichend guten eigenen Objektrepräsentanzen erfolgt über die Identifikation und meist auch Idealisierung realer Bezugspersonen und Bezugsgruppen. Die Idealisierung und Identifikation der Sprechstundenhelferinnen mit „ihrem“ Arzt hat eine stabilisierende Wirkung auf das Selbstwertgefühl, indem die zweite Säule gestärkt wird.

Psychosoziale Arrangements im Bereich der ersten Säule beinhalten alle Formen sozial-kollektiver Unterstützung von Größenphantasien. Die Zugehörigkeit zu einer „idealen“, höherwertigen Gruppe, zu den Besten, Tüchtigsten füllt die mangelhaft entwickelte erste Säule mit der Gruppen-Größensubstanz auf. Das Ich-Ideal verschmilzt mit dem der „ausgewählten“ Gruppe. Das Selbstwertgefühl wird gestärkt, indem das Ich identifikatorische Verbindungen eingeht mit Größenphantasien ermöglichenden Gruppen. Die reale Zugehörigkeit zu einem Adel oder bei den Juden zum „auserwählten“ Volk kann dieses Arrangement ebenso ermöglichen wie die Zugehörigkeit von Stipendiaten der Deutschen Studienstiftung als zukünftige Elite oder die Zugehörigkeit zu einem Betriebsrat mit den engagiertesten Sozialarbeitern. Auch der Wunsch mancher Österreicher, die Zugehörigkeit zur alten k. u. k.-Monarchie wiederherzustellen, drückt eine identifikatorische Größenverbindung aus. Daß nach der Einführung demokratischer Strukturen in manchen Ländern die Tradition, einen König und eine Königin zu haben, fortgeführt wurde, wenn auch ohne Machtbefugnisse, zeigt auch, daß wichtige unverzichtbare Bedürfnisse in der Zugehörigkeit zu einem Königreich befriedigt werden.

Bezogen auf unseren Supervisionsbereich fallen mir Institutionen ein, die Größenphantasien von Mitarbeitern ansprechen und sie gleichzeitig

dazu bringen, all das unbewußt zu machen, was den institutionellen Interessen widerspricht (vgl. Erdheim 1995). Das Individuum bindet seine Größenphantasien an die Institution. Je größer eine Institution ist, je bedeutsamer und je höher das gesellschaftliche Ansehen, desto mehr läßt sie Individuen ein, sich mit der Institution zu identifizieren und sich in ihre Hierarchie einzupassen. Der geforderte Gehorsam (z. B. in Bundeswehr, Ordenseinrichtungen, bei der Polizei) wird durch die besondere Bedeutung und Größe der Institution gerechtfertigt. Erdheim vermutet, daß es die an eine Institution gebundenen Größenphantasien sind, die das Individuum blind ausführen lassen können, was von ihm erwartet wird. Die Bedeutung und Größe der Institution ermöglicht die Regulation ihres Selbstwertgefühls über Identifikation bzw. Überidentifikation. In bezug auf Institutionsrollen kennen wir die Mitarbeiter, die sich ganz für ihre Einrichtung einsetzen und mit Vorliebe zentrale Rollen in ihrer Arbeitsorganisation wahrnehmen, die ihnen Unentbehrlichkeit und außerordentliche Wichtigkeit garantieren. Zur Balancierung ihres schwachen Selbstwertgefühls haben sie die erste Säule übermäßig entwickelt. Sie müssen sich übermäßig vergrößern. Wenn sie am Anfang ihrer Berufsausbildung sind oder bei der Übernahme einer neuen Berufsrolle auf wenig Erfahrung zurückgreifen können, insofern selbstverständlich mit Unsicherheiten konfrontiert sind, müssen sie die Realität verleugnen. Scham- und Inkompetenzgefühle bedrohen das Selbstwertgleichgewicht so sehr, daß sie ihr Ich regressiv aufblähen oder ihr Größenselbst auf einer regressiven Stufe mobilisieren müssen. In der Gegenübertragung können wir „großmäulige“ Supervisanden nicht leiden, sie enthalten uns ihre Anerkennung als „erfahrene Supervisoren“ vor, wir fühlen uns nicht gebraucht und übersehen, wir bekommen keine narzißtische Gratifikation. Um die Gegenübertragung zu überwinden, ist es nützlich, sich zu vergegenwärtigen, daß diese Supervisanden solche Gefühle vielleicht selbst erlitten haben, so daß sie kein wirklich stabiles Größenselbst entwickeln konnten. Die künstliche Aufblähung ist ein Kompensationsversuch, der ein Leiden überwinden helfen soll. Die verstehbare Aussage, die in ihrem Verhalten zum Ausdruck kommt, ist vielleicht: nur wenn ich mich riesengroß und perfekt zeige, habe ich eine Chance, Anerkennung zu finden. Bei dieser Übersetzung könnte sich das ablehnende Gegenübertragungsgefühl vielleicht entspannen. Das Verständnis, wie sehr dieser Supervisand es nötig hat, sein Gesicht zu wahren, bewahrt uns vor dem Impuls, ihm konfrontativ die Maske zu entreißen und behutsamer und kränkungssparsamer mit ihm zu arbeiten.

Psychosoziale Arrangements im Zusammenhang mit der zweiten Säule finden wir bei Supervisanden, bei denen die zweite Säule wenig ausgeprägt ist. Sie sind kaum in der Lage, Bindungen an andere Menschen einzugehen

oder kollegiale Beziehungen zu entwickeln. In der Organisation zeigen sie sich als Einzelgänger, die sich immer wieder aus dem Teamzusammenhang lösen. Es fällt ihnen sehr schwer, sich mit ihren Lehrern zu identifizieren, berufliche Leitbilder zu entwickeln und eine Zugehörigkeit zu Berufskollegen zu finden. Sie können auch häufig zu der Organisation, in der sie arbeiten, keine innere Zugehörigkeit oder Identifikation entwickeln, finden oft keine berufliche Heimat, wechseln häufig ihre Arbeitsplätze oder bevorzugen Aufgaben mit schnellem Wechsel von menschlichen Beziehungen. Sie sind auch zu keiner vorübergehenden Idealisierung von wichtigen Menschen fähig, können in Lernprozessen kaum Abhängigkeiten ertragen. Sie können sich auch nicht vorübergehend an die Supervisorin oder eine idealisierte Person anlehnen und darüber Selbst-Stärkung beziehen. Sie verzichten auf eine Anhänglichkeit von starken Objekten. Die zweite Säule steht ihnen wenig zur Balancierung eines geschwächten Selbstwertgefühls zur Verfügung.

Supervisanden, bei denen die dritte Säule schwach entwickelt ist, haben große Mühe, sich anzustrengen. Es fällt ihnen schwer, über-ich-orientierte Leistungen und Anpassungen zu erbringen. Manche neigen deshalb zu Hochstapeleien oder Betrügereien im Leistungsbereich, sie haben zu wenig über-ich-bestimmte Hemmungen. Kompensatorische Möglichkeiten der Säule drei können sie nicht mobilisieren und nutzen.

Zusammenfassend: In der Balintgruppe werden psychische und kulturelle Konflikte im Rollen- und Strukturgefüge von Institutionen wahrnehmungserweiternd besprochen. Institutionen bieten Menschen Möglichkeiten, ihr Selbstwertgefühl auszubalancieren: durch die Wahl und Gestaltung institutioneller Rollen, die Zugehörigkeit zu selbstwerterhöhenden Gruppen, durch unbewusste Rollenarrangements zur Abwehr von Ängsten. Institutionen sind Orte, an denen Ängste gebunden werden und Ängste geschaffen werden, wo Machtbedürfnisse und Größengefühle geweckt und verwirklicht werden können und wo Ängste vor Ohnmacht und Bemächtigung ausgelöst werden. Institutionen sind Orte, wo Sicherheits- und Zugehörigkeitsgefühle und Geborgenheitssehnsüchte befriedigt werden, wo aber auch Vereinnahmungs- und Abhängigkeitsängste hervorgerufen werden und wo die Entfremdung von der Person gefordert und belohnt wird. Die institutionsanalytische Balintgruppe ist der Ort, an dem die innere Realität der institutionellen Einbindung betrachtet wird und persönliche und institutionelle Bedeutungen in ihrer Verschränkung herausgefunden werden. Die institutionsanalytische Balintgruppe ist ein Ort der Aufmerksamkeit für die Bedeutung des subjektiven Faktors in institutionellen Zusammenhängen.

Anschrift der Verf.: Angelica Lehmenkühler-Leuschner, Emsstr. 58, 48145 Münster

Literatur

- Bauer, A./Gröning, K. (1995): Institutionskonzepte in der Supervision. In: Bauer, A./Gröning, K. (Hg.): Institutionsgeschichten, Institutionsanalysen. Tübingen.
- Erdheim, M. (1995): Die Symbolisierungsfähigkeit und der Antagonismus zwischen Familie und Kultur. In: Schneider, G. u. Seidler, H. (Hg.): Internalisierung und Strukturbildung. S. 116–132. Opladen.
- Freud, S. (1912e): Zur Dynamik der Übertragung. GW Bd. 8.
- Heigl-Evers A., Heigl F. (1975): Zur tiefenpsychologisch fundierten oder analytisch orientierten Gruppenpsychotherapie des Göttinger Modells. In: Gruppenpsychother. Gruppendynamik 9, S. 237–266. Göttingen.
- Kernberg, O. (1988): Regression in Organisationen. In: Kernberg, O. F., Innere Welt und äußere Realität. S. 268–288. München-Wien.
- Lehmenkühler-Leuschner, A., Leuschner G. (1997): Zur supervisorischen Haltung. In: Forum Supervision 9/97, 48–71.
- Mentzos, S. (1976): Interpersonale und institutionalisierte Abwehr. Frankfurt.
- Mentzos, S. (1995): Depression und Manie. Psychodynamik und Therapie affektiver Störungen. Göttingen-Zürich.
- Nadig, M. (1997): Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt.
- Parin, P. (1992): Das Ich und die Anpassungsmechanismen. In: Parin, P.: Der Widerspruch im Subjekt. Hamburg.
- Racker, H. (1982): Übertragung und Gegenübertragung. München.
- Wellendorf, F. (1991): Supervision als Institutionsanalyse. In: Pühl, H. u. Schmidbauer, W. (Hg.): Supervision und Psychoanalyse. Frankfurt.

Barbara Wiese

„... und jetzt auch noch die Balintgruppe!“

Zur Funktion von Balintgruppen in der Supervisionsausbildung

Zusammenfassung: Die Autorin vergleicht die klassische Balintgruppen-Methode für Ärzte mit den Möglichkeiten, die dieser Ansatz für supervisorische Arbeit und insbesondere für die Ausbildung von SupervisorInnen leistet. Sie erläutert die erforderliche Haltung in der Leitung solcher Gruppen und die Modifikationen, die sich aus dem Einbezug des Gesellschaftlichen und Institutionellen ergeben. Sie begründet die Notwendigkeit von Balintgruppen-Teilnahme für die Entwicklung und Aufrechterhaltung supervisorischer Identität und für den Zugang zum Unbewußten.

Einleitung

Von TeilnehmerInnen einer Supervisionsausbildung ist der oben zitierte Seufzer häufiger dann zu hören, wenn in ihrem Ausbildungsverlauf die Bildung von begleitenden Balintgruppen ansteht. Oft realisieren sie an dieser Stelle die Belastungen und Verpflichtungen, die sie mit ihrem Ausbildungs-kontrakt eingegangen sind. Sie haben wahrgenommen, wie sehr sie sich von Profession und Person her in Frage stellen müssen, sind verunsichert und suchen nach Orientierung. Die sogenannte „neue Rolle“ SupervisorIn hat sich als komplexer Veränderungsprozeß herausgestellt, dessen Bewältigung mehr erfordert als das Erlernen von Techniken der Beratung.

Viele AusbildungsteilnehmerInnen haben von der vorgesehenen Arbeit in einer solchen Gruppe nur vage Vorstellungen, die wenigsten bringen Erfahrungen oder Kenntnisse mit. (Ich beziehe mich, weil ich sie am besten kenne, auf die Ausbildungsgänge des FIS e. V. Münster.)

Die Ausbildungs-Balintgruppe konstituiert sich dort im Zusammenhang mit einer Kurswoche als bedeutsamer gruppenspezifischer Prozeß. Kriterien für die Wahlentscheidungen der TeilnehmerInnen sind hierbei: regionale Gesichtspunkte, die Person der Leiterin oder des Leiters und Sympathie- und Kompetenzzuschreibungen unter den zukünftigen Mitgliedern.

Hiermit sind bereits drei wesentliche Unterscheidungsmerkmale im Vergleich zu „klassischen“ Balintgruppen benannt:

1. Die Teilnahme an der Gruppe ist verpflichtend, die Anwesenheit wird dokumentiert. 2. Die Gruppe ist Teil eines Ausbildungsganges. 3. Die TeilnehmerInnen kennen sich.

Die von Michael Balint entwickelte Methode sah im Gegensatz dazu 1. „Freiwilligkeit“ vor, die TeilnehmerInnen waren 2. zu einer „Fortbildung“ motiviert („training cum research“), und schließlich waren die Gruppen, „Seminare“ genannt, 3. gedacht für praktizierende Hausärzte, die sich untereinander nicht oder kaum kannten.

Das gewährleistete weitgehend die Einhaltung der Spezifität der Methode: ein vorgestellter Fall konnte mit Hilfe der in der Gruppe entstehenden Phantasien und Gefühle, über das „Spiegelungsphänomen“ (Loch 1969), das Verstehen sog. „Flashes“ und des „Prismaeffekts“ (Loch 1972) in seiner Beziehungsdynamik und seinen unbewußten Dimensionen verstanden werden. Alles, was in der Gruppe an Dynamik entstand, wurde strikt auf den Fall bezogen, gruppenspezifische Phänomene der betreffenden Gruppe selbst nicht einbezogen. Der Selbsterfahrungsanteil für die TeilnehmerInnen wurde jedoch implizit vorausgesetzt, gerade Balint und einige seiner Nachfolger verbanden einen „umstrukturierenden“ Effekt mit der kontinuierlichen Teilnahme an einer Balintgruppe, und zwar dort, wo eine psychoanalytische Weiterbildung bei weitem nicht den TeilnehmerInnenkreis erreicht hätte und zu aufwendig wäre. Dies gilt analog zu den Ärzten auch für die Ausbildung von SupervisorInnen. Balint schreibt (1955, S. 118): „Wir denken, daß wir es dem Arzt ermöglichen, etwas von der erforderlichen ... Einstellungsänderung auch ohne lange eigene Analyse zu erreichen, wenn wir die Gegenübertragung des Arztes auf seine Patienten als den wichtigsten Bereich der Fortbildung nutzen.“ Nedelmann und Ferstl (1989) machen darauf aufmerksam, daß in den Originaltexten von Balint von „change in the personality“ als Fortbildungsziel der Balint-Seminare gesprochen wird, was meist als „Persönlichkeitsveränderung“ übersetzt worden ist. Die Autoren votieren an dieser Stelle für den Begriff der „Einstellungsänderung“, weil ihnen der andere zu sehr mit Psychopathologischem verknüpft zu sein scheint. Mir scheint, als zeige sich an dieser Übersetzungsschwierigkeit genau das Problem der Zielsetzung für die Arbeit in Balintgruppen: wie können emotionale und kognitive Veränderungen erreicht werden, die dauerhaft, d. h. „persönlichkeitsimmanent“ werden?

Im Zusammenhang mit dem o. g. Zitat von Balint möchte ich auf ein Problem hinweisen, das immer dann entsteht, wenn mit dem Konzept der Gegenübertragung gearbeitet wird: ohne Kenntnis der eigenen, eben unbewußten Übertragungsbereitschaften können psychoanalytische Laien nicht ohne weiteres von Gegenübertragung sprechen, ohne u. U. in „wilde Analyse“ (Freud 1910) zu verfallen. Warum ich trotzdem die Balintgrup-

pen-Arbeit in der Supervisionsausbildung für immens wichtig erachte, möchte ich später begründen.

In der Praxis beginnt die erste Sitzung einer Supervisionsausbildungs-Balintgruppe mit dem Aushandeln und Festlegen der vorgesehenen Termine. Die Dynamik des vorausgegangenen Kursgeschehens ist meist spürbar, aber selten ergibt sich hier bereits die Notwendigkeit einer Interpretation oder Deutung dieses Vorgangs. Rivalitäten und Geltungsprobleme, Machtfragen und Profilierungsstrategien werden m. E. deshalb in der Regel benigne von den TeilnehmerInnen gehandhabt, weil sie gerade wegen der Möglichkeit zur Sympathiewahl ihre Kooperationsfähigkeit zeigen möchten. Der sorgfältig durchgeführte gruppensystemische Prozeß im Kursystem begünstigt die Bereitschaft der TeilnehmerInnen, Kompromisse einzugehen. Regressive Tendenzen treten zunächst in den Hintergrund. Die Leiterin oder der Leiter ist den meisten TeilnehmerInnen nur vom Namen her bekannt, selbstverständlich sind Phantasien und Gerüchte über die Person im Umlauf bzw. in den Köpfen. Vorsicht und Neugier überwiegen, der anwachsende Leistungsdruck der Ausbildung jedoch liegt in der Luft.

Hier soll es nun besonders „psychoanalytisch“ zugehen. In der Regel ist dies ambivalent besetzt. Durch ihre Erfahrungen in Kleinst-, Klein- und Großgruppen im Kurssystem haben die TeilnehmerInnen Zugang dazu bekommen, „daß individuelle und institutionelle Interessen in einem komplexen Verhandlungs- und Austauschverfahren aufeinander abgestimmt werden müssen“ (Wittenberger 1996, S. 95). Sie haben Bewertungen ihrer ersten Supervisionstätigkeiten erfahren und darin die Komplexität und Verschränktheit der Ebenen des Individuellen, des Institutionellen und des Gesellschaftlichen reflektiert. In ihrer Lehrsupervision vertiefen die AusbildungsteilnehmerInnen ihren rollenbezogenen und persönlichen Prozeß des Lernens. All dies geht mit Aufweichen und Verändern der Persönlichkeits- und Abwehrstruktur einher (vgl. Wittenberger 1993, Wiese 1997). Die theoretische Auseinandersetzung mit relevanten Themen u. a. aus Psychoanalyse, Gesellschaftswissenschaften, Sozialpsychologie und Institutionenkunde erfolgt in sogenannten „Studiengruppen“. Es werden zudem schriftliche Auswertungsarbeiten eingefordert. „... und jetzt auch noch die Balintgruppe!“

Die Methode Balints

„Balintgruppenarbeit ist eine Anwendungsform der psychoanalytischen Methode“ (Argelander, 1988, S. 59). Der ursprüngliche Ansatz von Michael Balint sah vor, „ein Stück Psychotherapie in die normale ärztliche

Praxis einzuführen“ (E. Balint, 1976, S. 105). Es war von der „Sprechstundenpsychotherapie“ (Loch 1972) die Rede, von der „Droge Arzt“ (E. Balint 1976), eine Formulierung, die anknüpft an die traditionelle Heilkunde des Arztes, erweitert um das Beziehungsverständnis der Psychoanalyse.

Wolfgang Loch hat in vielen seiner Beiträge erläutert, wie in der Falldarstellung in einer Balintgruppe sich „prismatisch“, d. h. in seine Bestandteile zerlegend, dasjenige Spektrum eröffnet, das der/die Vortragende in seiner Verstricktheit nicht hat sehen können (Loch 1972, 1973, 1984, 1989). Eindrucksvoll haben er und andere Autoren das „Flash“-Phänomen beschrieben, das blitzartige Einrasten der „beiden seelischen Apparate von Arzt und Patient“ (Balint zit. nach Loch 1972), das, wenn es reflektiert, d. h. auch sprachlich faßbar wird, ein tieferes Verständnis des zugrundeliegenden Konflikts ermöglicht. Bezogen auf die Gruppe wird vor allem das „Spiegelphänomen“ als Charakteristikum genannt. Damit ist die psychische Resonanz der Gruppe auf die verschiedenen Dimensionen der vorgestellten Arzt-Patient-Beziehung gemeint, zum Teil abgebildet im Umgang der Gruppe miteinander.

Körner und Rosin (1988) befassen sich in ihrer Arbeit „Einsicht in der Balintgruppenarbeit“ mit zwei Arten von Einsicht in Psychotherapie und Balintgruppe. Sie entwickeln, daß in der Balintgruppenarbeit sowohl „objektivierende (kognitive) Einsicht, die wir dem naturwissenschaftlichen Paradigma zuordnen, als auch subjektivierende (emotionale) Einsicht, die eher dem hermeneutischen Paradigma zugehört“ (S. 76), zu beobachten seien. Damit ist gemeint, daß die Sicht auf das Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen, die Spiegelung in der Gruppe Zugang zu den sog. „Standardreaktionen“ erbringt, also zu denjenigen Reaktionsmustern, mit denen wir an der unbewußten Inszenierung mit anderen (Patienten, Klienten, Supervisanden) beteiligt sind. Dies sei, so Körner/Rosin, zu den objektivierenden Einsichten zu zählen. Kommen durch die Arbeit am „Fall“ zudem subjektive, emotionale Einsichten zustande, z. B. biographische Verknüpfungen mit den sie begleitenden Gefühlen, seien diese im Sinne Balints als Persönlichkeitsveränderungen zu verstehen.

Loch (1972) bemerkt, daß er in Übereinstimmung mit Balint, TeilnehmerInnen von sog. „Tavistock-Seminaren“ erst nach etwa zwei Jahren in der Lage sieht, „Sprechstundentherapie“ zu betreiben – ein klarer Verweis auf den Prozeß- und Entwicklungscharakter in der Arbeit mit dem Balintschen Ansatz.

Balint (1966/1989 S. 159) betont allerdings: „In unseren Fortbildungseminaren nehmen wir größte Rücksicht auf die Würde, die Unabhängigkeit und die reife Verantwortung teilnehmender Ärzte; ... daher befassen

sich unsere Deutungen fast nie mit den verborgenen Beweggründen im therapeutischen Verhalten des Arztes, mit dem Bereich, den wir seine ‚private Übertragung‘ zu nennen gewohnt sind.“ Zum Gegenstand der Arbeit wird jedoch das, was Balint „öffentliche Gegenübertragung“ nennt, vielleicht besser beschreibbar als das, was „veröffentlicht“ werden kann, ohne daß GruppenteilnehmerInnen sich entblößt fühlen. Der Umgang mit der Nahtstelle zwischen Selbsterfahrung und „fallbezogener Reflexion“ erfordert hier – wie immer – Fingerspitzengefühl bei der Leitung.

Die Haltung beim Leiten von Balintgruppen

Mit dieser kurzen Beschreibung von Elementen der Balintgruppenarbeit ist jedoch noch nicht alles über wesentliche Unterschiede zu anderen Formen der Reflexion beruflichen Handelns gesagt.

Die Haltung von BalintgruppenleiterInnen *muß* eine psychoanalytische sein, bei der Leitung von Gruppensupervision ist dies nicht zwingend. Balint gibt uns Hinweise, das vorgestellte Material in der Balintgruppe sei wie „Traummaterial“ zu behandeln (Balint 1964). Wenn – wie in der rite-Psychoanalyse gilt – Träume lege artis am besten über die Einfälle der Träumenden zu erschließen sind, kann der „Fall“ nur über die Einfälle der Gruppe erschlossen werden. Dies impliziert eine völlig andere Einstellung der Leitung zum vorgebrachten Material: nicht gegenseitige Beratung von Experten ist etwa zu moderieren und durch Kommentare aus der Sicht der „Erfahreneren“ zu ergänzen. Der sich entwickelnde Prozeß *ist* der Weg, das „Subjekt“ des Geschehens.

Wie in der psychoanalytischen Behandlung ist eine Haltung vonnöten, die mit „freischwebender Aufmerksamkeit“ Bericht und Assoziationen, Gedanken und Empfindungen, Bilder etc. aufnimmt, ohne zu sortieren und zu werten. Auf der Seite der Gruppenmitglieder gilt dies gleichermaßen als Anregung, sich in dieser Weise „unzensuriert“ mitzuteilen, also „frei“ zu assoziieren. Es geht um eine Haltung, die nicht auf Wirksamkeit bedacht ist und doch wirkt, im Sinne der o. g. kognitiven und emotionalen Einsichten, die sich – in Abhängigkeit von Abwehr und Widerstand bei TeilnehmerInnen und Leitung – einstellen.

Becker (1991) entwickelt hierzu, daß es sich um eine „modifizierte Grundregel“ handele, weil die Person des Arztes „aus methodischen und didaktischen Gründen systematisch vernachlässigt werde“ und deshalb von einer „fokussierenden Wahrnehmungseinstellung“, einer „partiell zentrierten Aufmerksamkeit“ auszugehen sei. Dies stehe im Widerspruch zur gleichschwebenden Aufmerksamkeit (S. 41). Das ist sicher richtig. Es handelt sich

ja auch nicht um eine Gruppenanalyse. Einleuchtend erscheinen mir seine Einwände gegen die ausschließliche Perspektive der „Patientenzentriertheit“ und sein Votum für eine „oszillierende Wahrnehmungsweise“ zwischen patientenzentrierter und gruppenzentrierter Perspektive (S. 49).

Die Leitung der Gruppe unterliegt nicht der gleichen (partiellen) Regression wie die Teilnehmenden, die sich selbstverständlich emotional beteiligt äußern sollen, mit Ärger, Mitgefühl, Kritik, Neid, Triumph, in Identifikation oder Abgrenzung mit dem oder der Vortragenden. Deshalb ist die Funktion der Leiterin oder des Leiters zunächst ein Aufnehmen der Einfälle in der Gruppe und dann ein sich Beschäftigen mit Aspekten der Abwehr, des Widerstandes, der Dynamik des „Falles“ und der der Gruppe. Der Gruppenleitung kommt Modellfunktion zu in verschiedener Hinsicht: sie hält z. B. möglichst lange die Unklarheiten und Verwirrungen aus, die mit dem Nicht-Verstehen des Vorgetragenen einhergehen müssen. Sie zeigt auf, daß auch die „abwegigsten“ Einfälle und ausgelösten Gefühle bei TeilnehmerInnen das Verstehen diagnostisch weiterbringen können. Sie wertet nicht und unterstützt dadurch die Referentin/den Referenten, die sich im Fallvortrag exponiert haben.

Warum sollen diese Erfahrungen nun bereits in einer Supervisionsausbildung gemacht werden? Reicht es nicht, die zukünftigen KollegInnen auf die Möglichkeit späterer Teilnahme an solchen Gruppen aufmerksam zu machen unter dem Stichwort „Qualitätssicherung“?

Ich sehe mehrere Begründungen, von denen ein Teil mit Aspekten von Abwehr und narzißtischen Mechanismen zu tun hat: Im Ausbildungsprozeß selber richten die TeilnehmerInnen verständlicherweise den Blick aufs „Zertifikat“. Sie wissen zwar, daß sie nicht „fertig“ im Sinne von „ausgelernt“ sind, aber daß sie sich in einen „unendlichen“ Veränderungsprozeß begeben haben, erfahren sie am ehesten in der Balintgruppe. Hier erleben sie z. B. durch die Vielfalt der mitgeteilten Einfälle und Kommentare, daß ihre eigenen Sicht- und Reaktionsweisen nur *einen* Ausschnitt des Geschehens repräsentieren. Hier wird ihnen deutlich, wie sie bei der Vorstellung verschiedenster „Fälle“ auf das *gleiche* emotionale Problem bei sich stoßen, d. h. wo das pauschale „mein Gegenübertragungsgefühl war ...“ eine Differenzierung erfahren kann und muß. Hier wird den Überraschungen, die das Unbewußte bereithält, mehr Raum gegeben als dem *Bekanntem*. Hier werden die zu geflügelten Worten gewordenen Sätze Balints mit Leben erfüllt, z. B. der „Mut zur eigenen Dummheit“ (Balint 1954) als notwendige Voraussetzung des Verstehens, oder sein dictum, „Wer Fragen stellt, erhält Antworten, aber sonst nicht viel“ (Balint 1965).

Für SupervisorInnen ist diese Art der Neugier auf das Unbekannte Bedingung und Herausforderung gleichzeitig, deshalb sollten fundierte Super-

visionsausbildungen ihren TeilnehmerInnen die Anstrengung abverlangen, begleitend an Balintgruppen teilzunehmen. In der Regel wird die zunächst empfundene Belastung relativiert vor dem Hintergrund der Erfahrung, daß sich dort die spannendsten und lohnendsten Perspektivenwechsel ereignen. Pointiert gesagt, ist die Erfahrung mit dem Unbewußten in einer Ausbildungs-Balintgruppe in der Regel beeindruckend genug, daß die Kränkung, die im „Nicht-Wissen“ besteht, besser ausgehalten werden kann.

Die Ausbildungs-Balintgruppe fungiert zudem als Ergänzung, ggf. als Korrektiv zur Lehrsupervision, hier wird nicht nur das Spektrum von der Zwei-Personen-Beziehung hin zur Gruppe erweitert, hier wird die Arbeit der AusbildungsteilnehmerInnen ohne Berichtspflicht der Leitung gegenüber dem Ausbildungsinstitut reflektiert, was die TeilnehmerInnen als entlastend empfinden. In ihrer Entwicklung werden sie durch die Erfahrungen mit einem bedeutsamen Dritten unabhängiger, es beginnt der notwendige Prozeß der „Entidealisierung“ der Lehrsupervisorin/des Lehrsupervisors, ohne den sie auf der Stufe der Imitation stehenbleiben könnten.

Wolfgang Loch hat in einem 1974 erschienenen Aufsatz vom „Analytiker als Gesetzgeber und Lehrer“ gesprochen. Das klingt sehr streng. Gemeint sind die festen Rahmenbedingungen, „ohne welche der psychoanalytische Prozeß nicht sein könnte“ (Loch, 1974, S. 454), und das Einführen oder Erweitern der Sprache, im Sinne der „Sprachwerdung“ des Unbewußten. Beides kann mit dem Konzept der Triangulierung in Verbindung gebracht werden (siehe hierzu Abelin 1975, Rotmann 1978). Die Balint-Gruppe für angehende SupervisorInnen wirkt triangulierend durch den Verstehenszugang zum Unbewußten, zu pathologischen Beziehungs- und Machtstrukturen. Sie etabliert das „Dritte“, manchmal in dem Moment des „Innehaltens“, wenn deutlich wird, daß etwas „fehlt“, sei es etwas aus der inneren oder äußeren Realität. Sie transferiert Primärprozeßhaftes in den Sekundärprozeß, und benötigt dazu genauso äußere Struktur, ihren festgelegten, begrenzenden Rahmen, in dem sich dann Deutungsarbeit und Widerstandsanalyse – bezogen auf den vorgestellten Supervisionsprozeß – abspielen. Ein weiteres Ziel in der Balintgruppenarbeit mit SupervisorInnen in Ausbildung ist deshalb, diese Dialektik von „Strenge“ im Rahmen einerseits und „Offenheit“ in der inhaltlichen Arbeit andererseits erfahrbar zu machen, wie sie in der supervisorischen Arbeit sich als „äußerer“ und „innerer“ Kontrakt mit SupervisorInnen darstellt.

In Analogie zu Argelander (1988, S. 61), der betont, die Balintgruppe diene der „Erforschung der ärztlichen Berufspraxis“, wüßte ich kein besseres Instrument zur Erforschung supervisorischer Berufspraxis, weil diese nicht ohne „Beziehungsdiagnostik“ auskommt.

Zum Konzept von Kontroll- oder Gruppensupervision

In der Broschüre der Deutschen Gesellschaft für Supervision e. V. vergleiche ich, was unter den Stichworten „Balintgruppe“ und „Kontrollsupervision“ zu finden ist. Es wird auf „unterschiedliche konzeptionelle Prägung“ von Kontrollsupervision verwiesen und Balintgruppe als „psychoanalytisch geprägtes Modell zur Fallbesprechung“ gekennzeichnet. „Gruppensupervision“ wiederum wird durch den TeilnehmerInnenkreis skizziert: „Verschiedene Personen kommen hier nur zum Zweck der Supervision zusammen.“

Aus der Sicht eines Berufsverbandes mag es hier um nebeneinanderstehende Konzepte gehen, jemand arbeitet dann „systemisch“ oder mehr „analytisch“. Ich teile diese Auffassung nicht, weil sie die Spezifität des Ansatzes in der Balintgruppenarbeit nicht berücksichtigt. Der Umgang mit dem Unbewußten kann nicht als Versatzstück verwendet werden, die mit Balintgruppenarbeit intendierte dauerhafte Veränderung der Einstellungen und der Person ist *nicht* mit technischer Erweiterung der Handlungskompetenzen gleichzusetzen.

Ich kann aus diesem Grund auch nicht der Definition von Balintgruppenarbeit von Rappe-Giesecke (1994, S. 75) zustimmen: „Balintgruppenarbeit ist eine Form von Gruppensupervision, in der Angehörige einer Profession, die beruflich und privat unabhängig voneinander sind, sich mit Hilfe eines/einer psychoanalytisch psychotherapeutisch gebildeten Leiters/Leiterin mit der Analyse von Professional-Klient-Interaktionen befassen.“ Gruppensupervision kann mit psychoanalytischen Mitteln betrieben werden, aber Balintgruppe ist keine „Form der Gruppensupervision“, sondern ein eigenständiger Prozeß. Der Raum für den Umgang mit Einfällen, Phantasien, mit dem Unbewußten ist nicht beliebig, er benötigt zur Entfaltung die umfassendere Dimension der persönlichen Entwicklung und bietet damit mehr als ein „Professionalisierungsprogramm“. Die Autorin favorisiert anscheinend die „psychoanalytisch orientierte Gruppensupervision“, weil sie – wie ich meine, willkürlich – definiert: „Von der Balintgruppenarbeit unterscheidet sich die Gruppensupervision durch die Einführung der institutionellen Perspektive“ (S. 76). Dies wird aus meiner Sicht dem nicht gerecht, was institutionsanalytisches Denken und Vorgehen als Bestandteil der Balintgruppenarbeit beinhaltet – natürlich nur dann, wenn sie sich darauf einstellt. Der Balintsche Ansatz enthielt bereits implizit eine Kritik der „verkürzten“, „technizistischen“, d. h. „reduzierten“ Medizin, wie es später formuliert wurde, hatte also einen institutionskritischen Grundgedanken. Ich habe an dieser Stelle eher die Vermutung, daß es sich um ein Ressentiment handelt gegen das, was an psychoanalytischem Vorgehen nicht im mainstream der „Zielgerichtetheit“ liegt.

Thea Bauriedl hat in ihren Arbeiten zu den psychoanalytischen Perspektiven in der Supervision (1994) und zur Balintgruppenarbeit mehrfach deutlich gemacht, daß es sich um das Durcharbeiten eines Konflikts handelt und nicht um „Strategiebildung“ (S. 57), daß die „Hilfe“ durch eine Balintgruppe so beschrieben werden kann: „Sie besteht in der Aufhebung von Unbewußtheit, im Bewußtmachen oder Bewußt-werden-lassen derjenigen Beziehungsanteile, die in der Verklammerung aus Sicherheitsgründen ausgeschaltet oder verdrängt waren“ (1993, S. 109).

Allerdings kann die Teilnahme an einer Balintgruppe, auch über einen langen Zeitraum hinweg, nicht Ersatz sein für eine fundierte und gründliche Selbsterfahrung. Wenn Kollegen und Kolleginnen es ernst meinen mit dem Ansatz, in psychoanalytischer Orientierung Supervision machen zu wollen, müssen sie sich früher oder später – am besten früher – in psychoanalytische Selbsterfahrung begeben.

Eine notwendige Erweiterung des Selbstverständnisses und der Methodik von Balintgruppen für SupervisorInnen?

Nach den bisherigen Erörterungen scheint sich die Arbeit und Reflexion mit der Balintschen Methode ausschließlich auf das innerpsychische Geschehen im Patienten und auf die unbewußte und bewußte Interaktion mit dem Arzt zu beziehen. Supervisorisches Verstehen bezieht sich darüber hinaus und in Verschränkung damit auch auf institutionelle und gesellschaftliche Gegebenheiten. Vgl. auch Leuschner (1983).

Petri (1982) untersucht Balintgruppen mit Klinikärzten und kommt zu dem Schluß, daß „jede fallzentrierte Arbeit im Sinne Balints einen Selbsterfahrungsprozeß impliziert“ (S. 840). Er weist auf die mögliche Labilisierung von TeilnehmerInnen hin, aber auch auf die Berechtigung, eigene Konflikte bearbeiten zu können. Der Autor formuliert einige spezielle Zielvorstellungen für Balintgruppen für Klinikärzte, von denen ich drei herausgreife: „vertiefte Diagnostik psychosozialer und psychosomatischer Zusammenhänge“, „verbessern“ der „therapeutischen Kompetenz durch Einbeziehung der subjektiven Dimension des Patienten und der Arzt-Patient-Beziehung“ und – interessanterweise – nennt Petri auch den „Einblick in gruppendynamische Prozesse“, der „das Verständnis für institutionelle Konflikte“ erweitere und „eine teamzentrierte Arbeit“ erleichtere (S. 844 ff.).

Es wird deutlich, daß der Autor in seinem Balintgruppen-Verständnis Klinikärzte zusammen mit ihren PatientInnen in den *institutionellen* Rahmen stellt, ohne den der „Fall“ nicht tiefergehend verstanden werden kann. Diese Auffassung kommt dem, was wir unter Supervision verstehen, nahe.

Mit Mentzos (1976) und Parin (1992) beziehen wir interpersonale und institutionalisierte Abwehr, Berufsrollenidentifikationen und Anpassungsmechanismen selbstverständlich ein. Das bedeutet, wir befassen uns als Balintgruppenleiterin ebenso mit der äußeren wie der inneren Realität. Daß dies in Psychoanalysen, theoretisch und behandlungstechnisch gesehen, sehr differenziert gesehen werden muß, expliziert Vogt (1988), aber Setting, Inhalt und Methode von Psychoanalyse und Balintgruppe sind nicht gleichzusetzen.

Für die Balintgruppenarbeit ist die Erweiterung der Perspektive um Gesellschaftliches unumgänglich. Mit diesem Grundverständnis ist nun eine Modifizierung des „klassischen“ Modells erfolgt, die sich in der Grundhaltung einer Balintgruppen-Leitung für SupervisorInnen, insbesondere für diejenigen in Ausbildung, zeigen muß. In seiner ausführlichen Kritik an der herkömmlichen Praxis der Balintgruppe verbindet auch Becker (1991) ausdrücklich das Erforschen gesellschaftlicher Anpassungsmechanismen mit der Balintgruppen-Methode. (Seltsamerweise erscheint zwar der Aufsatz im Heft der Fachzeitschrift, nicht aber der Titel auf dem Deckblatt.)

Daß, wie Kutter (1983) betont, in Balintgruppen das Sprechen über institutionelle Probleme auch der Abwehr von Ängsten dienen kann, die mit der psychischen Dynamik des „Falles“ zusammenhängen, verweist auf die hohen Anforderungen an die Leitung solcher Gruppen.

Die Supervisionsausbildung begleitenden Balintgruppen unterstützen nachhaltig das Entwickeln einer „supervisorischen Identität“, nach Beendigung der Ausbildung sind sie zur Weiterentwicklung und Erhaltung derselben unumgänglich.

Anschrift der Verf.: Dipl. Psych. Barbara Wiese, Liebigstr. 46, 35037 Marburg

Literatur

- Abelin, E. L. (1975): Some further observations and comments on the earliest role of the father, *Int. Journal of Psycho-Anal.*, 56, Int. Univ. Pr., New York
- Argelander, H. (1988): Balint-Gruppen – ein Fortbildungs- und Forschungskonzept, in: *Die Balintgruppe in Klinik und Praxis*, 1/1988, Springer Verlag, Berlin/Heidelberg.
- Balint, E. (1976): Michael Balint und die Droge „Arzt“, in: *Psyche* 2/1976, Klett Verlag, Stuttgart.
- Balint, M. (1954): Psychotherapeutische Fortbildung des praktischen Arztes, in: *Nedermann u. Ferstl* (1989)
- (1955): Die Gruppenkonferenz, in: *Nedermann u. Ferstl* (1989).
- (1964): Der Arzt, sein Patient und die Krankheit, in: *dass.* (1970), Klett Verlag, Stuttgart.
- (1965): Die therapeutische Funktion des Arztes, in: *Nedermann u. Ferstl* (1989).
- (1966): Psychoanalyse und medizinische Praxis, in: *Nedermann u. Ferstl* (1989).

- Bauriedl, Th. (1984): Die Auflösung von Beziehungsstörungen in Balintgruppen, in: Akademie für Jugendfragen (Hrsg.), Münster, Supervision, Heft 6/1984.
- (1993): Veränderungsprozesse in Balintgruppen, in: Pühl, H. u. Schmidbauer, W. (Hrsg.): Supervision und Psychoanalyse, Fischer Verlag, Frankfurt/M.
- (1994): Auch ohne Couch, Psychoanalyse als Beziehungstheorie und ihre Anwendungen, Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Becker, Hansjörg (1991): Balint-Gruppen. Eine psychoanalytische Kritik, Psyche 1/1991, Klett Cotta, Stuttgart.
- Fellermann, J. u. Weigand, W. (1996): in: DGSv e. V. (Hrsg.), Supervision – professionelle Beratung zur Qualitätssicherung am Arbeitsplatz.
- Freud, S. (1910): Über wilde Psychoanalyse, GW Bd. 8, Fischer, Frankfurt/M.
- Körner, J. u. Rosin, U. (1988): Einsicht in der Balint-Gruppenarbeit, in: Körner, J., Neubig, H., Rosin, U. (Hrsg.), Die Balint-Gruppe in Klinik und Praxis, Springer Verlag, Berlin/Heidelberg.
- Kutter, P. (1983): Psychoanalytische Supervisions-Gruppen an der Hochschule, Psyche 3/1983, Klett Cotta, Stuttgart.
- Leuschner, G. (1983): Übersetzungen – aus der Balintgruppenarbeit eines Supervisors, in: Supervision Heft 4/1983, Hrsg. Akademie für Jugendfragen Münster.
- Loch, W. (1972): Sprechstunden-Psychotherapie: Training in Balint-Gruppen, in: Zur Theorie, Technik und Therapie der Psychoanalyse, Fischer Verlag, Frankfurt/M.
- (1973): Die Balint-Gruppe – Möglichkeiten zum kontrollierten Erwerb psychosomatischen Verständnisses, in: Nedelmann u. Ferstl (1989).
- (1974): Der Analytiker als Gesetzgeber und Lehrer, in: Psyche 5/1974, Klett Verlag Stuttgart.
- (1984): Balint-Seminare: Zweck, Methode, Zielsetzung und Auswirkung auf die Praxis, in: Nedelmann u. Ferstl (1989).
- (1995): Theorie und Praxis von Balint-Gruppen, Gesammelte Aufsätze, edition diskord, Tübingen.
- Mentzos, S. (1976): Interpersonale und institutionalisierte Abwehr, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Nedelmann, C. u. Ferstl, H. (1989) Hrsg: Die Methode der Balint-Gruppe, Klett-Cotta, Stuttgart.
- Parin, P. (1992): Der Widerspruch im Subjekt, EVA, Hamburg.
- Petri, H. (1982): Balint-Gruppen mit Klinikärzten, in: Psyche 9/1982, Klett-Verlag, Stuttgart.
- Rappe-Giesecke, K. (1994): Gruppensupervision und Balintgruppenarbeit, in: Handbuch der Supervision 2, Pühl, H. (Hrsg.), Edition Marhold, Berlin.
- Rotmann, M. (1978): Über die Bedeutung des Vaters in der ‚Wiederannäherungsphase‘, Psyche 32/1978, Klett-Cotta, Stuttgart.
- Vogt, R. (1988): Innere und äußere Realität in Psychoanalysen, Psyche 8/1988, Klett-Cotta, Stuttgart.
- Wiese, B. (1997): Zum Verhältnis von Selbsterfahrung und Rollenlernen in der Lehrsupervision, Vortrag auf der LehrsupervisorInnentagung des FIS Münster in Schwerte.
- Wittenberger, G. (1993): Über die Verwundbarkeit in der Supervisionsausbildung, in: Forum Supervision Heft 1/1993, edition diskord, Tübingen.
- (1996): Das Irrationale in Gruppen, in: Forum Supervision, Sonderheft 1/1996, edition diskord, Tübingen.

Peter Musall

Balintgruppenarbeit – ein psychoanalytisches Supervisionskonzept

Anmerkungen zur Ausbildung von BalintgruppenleiterInnen

Zusammenfassung: Der Autor beschreibt Balintgruppen und ihr psychoanalytisches Konzept als eine Möglichkeit der fokussierten Selbsterfahrung auf indirektem Weg und als Empathietraining. Er benennt wesentliche Merkmale der Balintgruppenarbeit und beschreibt die Rolle des Balintgruppenleiters, um dann am Ausbildungskonzept des Burckhardthauses zu zeigen, wie SupervisorInnen diese Rolle erlernen können.

Zwei Beobachtungen am Anfang:

1. Der Versuch, einen Platz in einer Balintgruppe zu finden, ist offenbar genauso schwer, wie TeilnehmerInnen für eine Balintgruppe zu gewinnen.
2. Balintgruppenarbeit wird unter SupervisorInnen primär wahrgenommen als eine gute Möglichkeit zur Kontrolle supervisorischer Praxis, weniger aber als ein brauchbares Konzept für die Supervisionsarbeit mit/in Gruppen.

Begründungen für dieses Erscheinungsbild gibt es sicherlich viele. Aber sie sind kaum zu verallgemeinern, weil sie empirisch nicht überprüft werden. Denn obwohl das von Michael Balint und seiner Frau Enid entwickelte Modell eines der ältesten Supervisionskonzepte ist, ist die Kenntnis darüber, wie Balintgruppenarbeit geschieht, was sie bewirkt und wo ihre Möglichkeiten und Grenzen liegen, nur wenig oder unzureichend bekannt.

Das mag zum einen darin begründet sein, daß das Modell der Balintgruppenarbeit das ausgeprägteste Supervisionsmodell auf psychoanalytischer Grundlage ist – und das Verstehensmodell der Psychoanalyse ist ja schon oft als „Auslaufmodell“ an den Pranger gestellt oder für tot erklärt worden. Zum anderen erscheint das Balintmodell als Supervisionsmodell deshalb weniger attraktiv, weil in ihm die institutionelle Ebene bzw. der Organisationsbezug keinen Platz hat.

Ein weiterer Grund mag auch die Tatsache sein, daß das, was bisweilen unter dem Etikett der Balintgruppenarbeit (auch von PsychoanalytikerInnen) angeboten wird, nur wenig mit dem zu tun hat, was Balint vertrat oder auf der Grundlage seines Konzepts von seinen Schülern analog der Weiterentwicklung der Psychoanalyse selbst entwickelt wurde. Und es mag letzten Endes daran liegen, daß die Arbeit in/mit Balintgruppen die kreativste und lustvollste Form psychoanalytischen Arbeitens ist, so daß damit ein großer Freiraum der Varianten verbunden wird – mit dem Ergebnis sehr „individueller“ Ausprägungen des ursprünglichen Balint-Konzepts.

Was macht nun das Balint-Konzept für die Supervisionsarbeit so interessant?

Auf einen Nenner gebracht: seine Einfachheit, sein Pragmatismus und seine immer wieder überraschende Genialität.

Balints Idee war äußerst pragmatisch: einerseits galt es, in der praktischen Arbeit von Hausärzten neben der medizinischen/somatischen Dimension die Bedeutung der Arzt-Patient-Beziehung („Droge Arzt“) zu untersuchen und bedeutsam werden zu lassen; andererseits galt es, dies für die TeilnehmerInnen der Gruppen so voraussetzungslos und zeitökonomisch zu gestalten, daß über den Weg der Beziehungsdiagnostik durch die gemeinsame „Forschungsarbeit“ sowohl Selbsterfahrung wie Fortbildung erfolgen konnte. Denn Ziel der am eingebrachten Fallmaterial orientierten Beziehungsanalyse war und ist nicht zuerst und hauptsächlich die „Lösung“ der zumeist unbewußt gebliebenen Beziehungsanteile, die Auflösung „erstarrter Beziehungen“ und „Verklammerungen“ (Bauriedl) zwischen Arzt und Patient (Sozialarbeiter und Klient), sondern die grundlegende „Befreiung“ des Arztes oder Sozialarbeiters von dem, was in der konkreten Beziehung zu Patienten oder Klienten Beziehung oder Verstehen in der Beziehung erschwert/behindert.

Denn wenn dem/der BerichterstellerIn in der Balintgruppe gerade diese(r) Klient(in) einfällt, so hat das nicht nur zu tun mit dem, was der Arzt oder Sozialarbeiter von seinem Gegenüber noch nicht „verstanden“ hat, sondern es ist zugleich eine Form der (indirekten) Selbstthematization eigener, persönlicher Problematik des/der Berichtenden unter den Bedingungen dieser Balintgruppe, in der er/sie TeilnehmerIn ist (vgl. Seidler, Zur Theorie der Balintgruppe, in: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik 3/1995, S. 264–280).

Wenn ein(e) BerichterstellerIn am Ende einer Balintsitzung seinen Patienten/Klienten „besser“ versteht, so ist dies nicht allein ein kognitiver Zugewinn aufgrund der Beschäftigung mit dem Fall durch die übrigen Gruppenmitglieder und die Deutungen des Balintgruppenleiters, vielmehr: der Berichtersteller hat indirekt etwas über sich erfahren können, das in Beziehungen wie zu dem von ihm eingebrachten Patienten/Klienten bedeutsam ist.

Balintgruppenarbeit eignet sich also besonders dann, wenn Supervisanden darauf aus sind, in besonderer Weise die sonst unbewußt (weil ungelebt und un-erlebt) wirksamen „blinden Flecken“ in der Beziehung zu seinen Patienten/Klienten kennenzulernen und die in der Praxis entwickelten professionellen Kompetenzen besser und wirkungsvoller nutzen zu können. Die vorhandene fachliche Kompetenz erfährt so eine Erweiterung durch zunehmende Selbstkompetenz und Beziehungskompetenz. Durch den besonderen, psychoanalytischen Umgang mit dem eingebrachten Fallmaterial erfolgt auf indirektem Wege eine fokussierte (weil fallbezogen)

Selbsterfahrung und ein Empathietraining, das sowohl dem Berichtersteller wie seinem Patienten/Klienten hilft.

Besonderheiten der Balintgruppenarbeit?

War Balintarbeit in Deutschland bisher – und dafür stehen auch die Grundsätze der Deutschen Balintgesellschaft – auf den Stand der Ärzte bezogen, so hat sich mehr und mehr der schon durch Enid Balint vertretene Ansatz, Balintgruppen auch mit Angehörigen sozialer Berufsfelder durchzuführen, Raum verschafft. So wenig wie das Verstehensmodell der Psychoanalyse auf die therapeutische Arbeit von (zumeist) ärztlichen Psychoanalytikern beschränkt werden kann, so wenig läßt sich die Balintgruppenarbeit auf die Arbeit im medizinischen oder psychotherapeutischen Feld eingrenzen. Vielmehr: Balintgruppenarbeit ist möglich mit allen Berufsgruppen, in denen die Beziehung zum Gegenüber (Patient, Klient, Schüler, Seelsorgefall) ein wesentliches Charakteristikum beruflichen Handelns ist. Und so wird Balintgruppenarbeit in modernen Konzepten ja auch vorrangig als „Beziehungsdiagnostik“ (z. B. Bauriedl, Kutter) beschrieben. So zutreffend dies im großen und ganzen auch ist, ist diese Kennzeichnung auch in der Gefahr der Verkürzung. Was verloren gehen könnte, ist das, was Balint selbst mit den Begriffen wie „Forschungsarbeit“, „gemeinsame Entdeckungsarbeit“ oder „Eroberungsarbeit“ beschrieb. Denn – und das ist eine wesentliche Besonderheit – Balintgruppenarbeit ist nicht zuerst ziel- oder lösungsorientiert, sie ist verstehensorientiert. Und was „verstanden“ werden soll, sind die unbewußten Motive und Steuerungen, die das Verstehen in einer professionellen Beziehung behindern oder gar verhindern können und somit auch die erlernte Fachlichkeit (als Arzt oder Sozialarbeiter z. B.) trüben.

Doch auch die nachstehenden Merkmale kennzeichnen das Besondere der Balintgruppenarbeit gut und zutreffend:

Zusammensetzung der Gruppe: die Gruppe soll homogen sein bezüglich des Berufes/der beruflichen Erfahrungen, des Arbeitsfeldes, des Alters und Geschlechts (bzw. der Alters- und Geschlechtsmischung). Teilnehmer mit behandlungsbedürftiger psychischer Problematik sind nicht zuzulassen. Was auf den ersten Blick rigide und künstlich erscheint, dient der Begünstigung eines Gruppenklimas, das weniger von „Vorsicht“ gekennzeichnet ist, und der Minderung des Widerstandes (z. B. gegenüber der Regel des freien Assoziierens).

Voraussetzungslosigkeit: die Teilnehmer brauchen weder psychoanalytische Vorerfahrungen noch psychodiagnostische Kompetenzen. Statt auf die mitgebrachte Kompetenz wird auf den „Mut zur eigenen Dummheit“ und auf die Bereitschaft/Fähigkeit gesetzt, eigene Einfälle ohne Kontrolle

mitteilen und – in der Position des Berichterstatters – auch kritische Hinweise einstecken zu können.

Die Gruppe als „Medium“: in der Balintgruppenarbeit ist auch der Gruppendynamische Prozeß nie für sich Gegenstand der Bearbeitung. Eventuelle Störungen können wohl vom Balintgruppenleiter bemerkt und benannt werden, doch zuerst und vor allem werden sie genutzt zum Verstehen des eingebrachten Falles und der durch den Berichterstatter (indirekt und unbewußt) eingeführten Beziehungsproblematik mit dem abwesenden Patienten/Klienten. Dies hat – darauf weisen schon Argelander und Kutter (und jüngst Seidler) hin – zu tun mit der Annahme, daß der eingebrachte Fall unbewußt zu Tage gefördert wurde durch die aktuelle Situation in der Gruppe (und natürlich auch durch die Befindlichkeit des Berichterstatters). Sicherlich wäre es auch spannend, die Falleinbringung und den Bezug der Gruppe zum Fall zum Verstehen der Gruppendynamik der Gruppe zu nutzen, doch der Prozeß des freien Assoziierens wäre dadurch unterbrochen, die Empathie wäre abgezogen vom Berichterstatter und seiner Beziehung zum Klienten.

Der Bezugspunkt des Balintgruppenleiters ist nicht der Fall und auch nicht die Gruppe als Gruppe. Im Sinne der freischwebenden Aufmerksamkeit und einer oszillierenden Grundhaltung erweist sich die Rolle des Balintgruppenleiters nicht dadurch effektiv, daß er zielgerichtet fokussiert, sondern dadurch, daß er die freie Phantasie der Gruppe fördert durch Einfälle, Bilder und Deutungen, die er mit dem eingebrachten Fallmaterial und den freien, unkontrollierten Einfällen der Gruppe gewinnt. Der Balintgruppenleiter achtet nicht zuerst auf das, was gesagt wird, sondern darauf, wie etwas gesagt wird, welche Wirkungen das Erzählte und das daraufhin Assoziierte in der Gruppe erfährt: Was wird aufgenommen, was weggelassen? Welche Gefühle löst der Bericht in der Gruppe aus? Worauf wird Bezug genommen? Wie (mit welchen Gefühlen) ist die Gruppe bei ihrer Aufgabe?

Der fremde Blick: damit sind nicht allein die Bilder, Gefühle, Einfälle und Assoziationen der Gruppenteilnehmer zum eingebrachten Fall und dem daraufhin in der Gruppe entstehenden Prozeß gemeint. Vielmehr: der fremde Blick, das ist der „neue Blick“, der es dem Berichterstatter möglich macht, das besser zu fühlen und zu erleben, was bisher in der Beziehung zu seinem Patienten/Klienten un-gelebt und un-erlebt geblieben ist.

Die „Ergebnisse“ von Balintgruppensitzungen haben nicht selten den Charakter eines „Flash“-Effektes – als handele es sich um „Zauberei“. Mit Hilfe des Balintgruppenleiters entsteht aus den (unbewußten) Spiegelungen der bisher unbewußt gebliebenen Motive des Falles ein Spiegelbild, in dem der Berichterstatter (und bis zu einem gewissen Grade auch die übrigen Gruppenteilnehmer) Zugang erfährt zu dem, was in seiner Beziehung zu Klienten/

Patienten wie diesem unbewußt wirksam war und das Verstehen erschwerte. Das „Ergebnis“ ist grundsätzlicher Natur und so auch verallgemeinerbar.

Hier erweist sich auch der Selbsterfahrungscharakter und die damit verbundene Selbstthematizationstendenz für den Berichterstatter als evident und effektiv. Sie wird möglich, weil die Mitglieder nur indirekt mit ihm befaßt sind, was zunächst weniger bedrohlich erscheint; ja sie wird begünstigt durch die Freiheit und Spontaneität der Gruppe, die weder für sich selbst noch für den Berichterstatter Sorge zu tragen hat.

Was kennzeichnet die Rolle des Balintgruppenleiters?

Wie die Rolle des Supervisors kann auch die Rolle des Balintgruppenleiters nicht durch eine berufliche Grundausbildung erworben werden. Wer Balintgruppenleitung erlernen will, braucht neben der reflektierten Erfahrung in seinem Grundberuf auch eine beraterische/supervisorische Zusatzqualifikation, die ihrerseits durch regelmäßige Praxis und Praxiskontrolle gesichert ist. Doch darüber hinaus sind psychoanalytische Kenntnisse sowie fundierte Erfahrungen im Umgang mit angewandter Psychoanalyse (psychoanalytische Selbsterfahrung; eigene Erfahrung als Mitglied einer Balintgruppe oder einer gruppenanalytischen Gruppe) von hervorragender Bedeutung. Denn die Rolle des Balintgruppenleiters ist nicht vorstellbar ohne die psychoanalytischen Grundhaltungen (Abstinenz und freischwebende Aufmerksamkeit), Erfahrungen im Umgang mit Übertragung/Gegenübertragung und die nicht nur theoretische Möglichkeit der Widerstandsanalyse. Der freie und auch aktive Umgang mit dem psychoanalytischen Denk- und Verstehensmodell sowie der psychoanalytischen Methode braucht dies als Voraussetzung, damit der Balintgruppenleiter seiner Rolle auch dann sicher sein kann, wenn er selbst sich einläßt auf die phantasievoll-kreative Forschungsarbeit der Gruppe.

Ein Streitfall ist die Frage der Feldkompetenz. Die Deutsche Balint-Gesellschaft behauptet sie in ihren Richtlinien als Voraussetzung/Bedingung: nur Ärzte können Ärzte begleiten und verstehen. Doch auch die andere Sichtweise, daß Feldkompetenz die notwendige Distanzierung beeinträchtigen könnte und von daher „Feldwissen“ (mit Kompetenzzuwachs durch den Gruppenprozeß mit kompetenten Spezialisten ihres Feldes) für ausreichend erachtet wird, findet ihre erfahrenen Befürworter. Auch der Balintgruppenleiter muß ein Gefühl dafür entwickeln, daß Beziehung im Kontext eines Krankenhauses anders erfahren wird als im Zweiergespräch in einer Schwangerschaftskonfliktberatungsstelle der Kirche(n).

Da Schweigephasen in einer Gruppe immer anstrengend sind, wird von Teilnehmern einer Balintgruppe oft „erfreulich“ registriert, daß der Balintgruppenleiter viel aktiver als ein Analytiker sonst sei und sich bisweilen auch partnerschaftlich-aktiv an der Forschungsarbeit der Gruppe beteilige. Das kann so sein, und das ist so, weil der Balintgruppenleiter ja nicht der Begleiter eines therapeutischen Prozesses, sondern einer „professionellen Forschungsgruppe“ ist. Dies ermöglicht eine aktivere Mit-Gestaltung der Realbeziehung, ohne daß damit die psychoanalytische Abstinenz aufgegeben wird. Und dies kann so sein, weil der Balintgruppenleiter direkt auf sich gerichtete Übertragungen nicht angeht, sondern sich auf die Untersuchung der Arzt-Patient-Beziehung im Spiegel der Gruppe beschränkt und auch seine Gegenübertragungen nur darauf bezieht und gegebenenfalls veröffentlicht.

Nachfolgend werden einige Merkmale der Balintleiterrolle genannt, die auch auf die Rolle von Supervisoren zutreffen könnten, für den Balintgruppenleiter aber unabdingbar sind.

Zu Beginn jeder Sitzung – zumal wenn sich Gruppen (anders als Balint dies praktizierte) nur in Monatsabschnitten treffen – ist durch Klärung der Befindlichkeit, Nachfragen nach Resten oder Wirkungen/Ergebnissen ein Klima herzustellen, das Widerstände mindert und so das freie Assoziieren fördert.

Überhaupt ist eine wesentliche Aufgabe des Balintleiters, die Gruppe immer wieder in ihren Assoziationen zu fördern und neu anzuregen, damit das Unbewußte eine „Chance“ bekommt und die Sitzung nicht zum Fachgespräch über unterschiedliche Deutungen entartet.

Abweichend von Balint selbst (der eher protagonistenzentriert war), aber stärker orientiert an Enid Balint ist der Balintgruppenleiter in aktuellen Konzepten, die sich auch an der Gruppendynamik bzw. Gruppenanalyse (Foulkes, Eicke und andere) orientieren, gruppenorientiert. Während die Gruppe den Fall im Blick hat, richtet der Balintgruppenleiter seinen Blick und sein Gespür auf die Gruppe – ohne deshalb den Fall oder den Berichterstatter zu vergessen. Hier geht es also um „szenisches Verstehen“ (Lorenzer, Argelander), um die „dritte“ Informationsebene, die am ehesten Zugang zum Unbewußten verspricht.

Deutungen werden zunächst gegeben, um das Assoziieren der Gruppe neu anzuregen, was sich auch deshalb anbietet, weil sie sich auf das Hier und Jetzt der Gruppe beziehen. Erst in der Schlußphase einer Sitzung, wenn es um die Verknüpfung des Gruppenprozesses mit dem Fall und dem Berichterstatter geht, werden die Deutungen unter Umständen noch einmal fallbezogen spezifiziert und im Gruppengespräch (unter Kollegen) vertieft.

Der Balintgruppenleiter ist nicht so sehr Leiter oder gar nur Moderator, sondern Begleiter und Anreger eines Prozesses, der dem Berichterstatter

zuerst, aber auch den Mitgliedern der Gruppe über den Weg dieser speziellen Fallbesprechung zu grundlegenden Erfahrungen und Einsichten verhilft und deren Integration anregt. Diese Begleiter-Rolle, die mit der Kompetenz und Mündigkeit der Gruppenteilnehmer auch dann rechnet, wenn diese zunächst gar nicht gefragt ist, ist grundlegend eine „dienende“ Rolle – eine Rolle, die ein hohes Maß an Wahrnehmungs-, Einfühlungs- und Verstehenspotential erfordert.

Und so kann man die Rolle des Balintgruppenleiters lernen ...

Für Supervision mit psychoanalytischer Kompetenz (Theorie und Selbsterfahrung) sind die vorgestellten Aspekte der Balintarbeit und der Rolle des Balintgruppenleiters sicherlich vertraut oder leicht nachzuvollziehen. Und doch zeigt die Erfahrung, daß das allein nicht reicht: die Rolle des Balintgruppenleiters muß erarbeitet/erworben werden – über einen längeren Zeitraum – aufbauend auf einem Fundament gesicherter Theorie und reflektierter, auch durch Selbsterfahrung vertiefter Praxis. Denn es gilt eine neue Rolle zu erlernen, die durchzuhalten oft schwer oder unverständlich erscheint, weil sie scheinbar so leicht und gar nicht „glänzend“ ist. Denn der Balintgruppenleiter in der Rolle des „Spezialisten für Beziehung“ erscheint weder als glänzender Diagnostiker, noch als Allroundspezialist, sondern als der dienende Begleiter, der neben allem, was er auch können und wissen muß, eines besonders braucht: die unerschütterliche Gewißheit, daß sich das unbewußte Thema der Beziehung und die unbewußte Selbstthematik des Berichterstatters im Hier und Jetzt der Gruppe ereignen und so dem Verstehen zugänglich gemacht werden kann.

Das Ausbildungsmodell des Burckhardthauses

Bereits seit 1983 bietet das Burckhardthaus ausgebildeten und langjährig praktizierenden SupervisorInnen die Möglichkeit der Weiterbildung zum/zur BalintgruppenleiterIn an. Dabei hat sich das Balintkonzept als Supervisionskonzept für homogene Berufsgruppen als besonders brauchbar erwiesen. Denn Balintgruppenarbeit hilft in verblüffender Weise, das unbewußte Geschehen in der Beziehung zwischen dem/der HelferIn und einem/einer Hilfesuchenden besser zu verstehen und wirksamer zu gestalten. Gegenstand sind Fallbeispiele aus der eigenen Berufspraxis, die mit der psychoanalytischen Methode untersucht werden.

Ziel der Weiterbildung im Burckhardthaus ist die Erweiterung psychoanalytischen Verstehens und die Entwicklung der eigenen Anwendungskompetenz in der Leitung von Balintgruppen.

Kursorganisation:

Die Weiterbildung erstreckt sich auf einen Zeitraum von vier Jahren. Sie umfaßt Theorie-Praxis-Seminare, psychoanalytische Selbsterfahrung, Teilnahme an einer regionalen Balintgruppe und eigene Balintgruppenleitung.

Theorie-Praxis-Seminare:

Pro Jahr werden zwei Theoriewochenenden angeboten. Diese Seminare dienen der Vertiefung psychoanalytischer Theorie und (theoriebezogen) der praktischen Balintgruppenarbeit. Besondere Bedeutung erhalten dabei die Auswertung der Phänomene, der Leiterinterventionen und der Gruppendynamik.

Themen und Inhalte der Theorie-Praxis-Seminare sind ausgewählte Grundfragen psychoanalytischer Theorie in ihrer Relevanz für die Balintgruppenarbeit:

- Balintgruppenarbeit – ein Supervisionskonzept / Indikation
- Rolle und Persönlichkeit des/der BalintgruppenleiterIn
- Theorie des Unbewußten (Freud)
- Rolle als LeiterIn / Co-LeiterIn in der Balintgruppenarbeit
- Handhabung von Übertragung und Gegenübertragung
- Handhabung der Abstinenzregel
- Beziehungsdiagnose
- Widerstand und Regression
- Interventionen in der Balintgruppenarbeit
- Spiegelungsphänomen.

Die Theorie wird anhand von Arbeitspapieren vermittelt/erarbeitet. Außerdem werden zu den Wochenendseminaren zu ausgewählten Einzelfragen GastdozentInnen eingeladen. Desgleichen werden unterschiedliche Modelle der Balintgruppenarbeit durch renommierte Fachleute live demonstriert und reflektiert. Hier ist es gelungen, eine gute Zusammenarbeit mit wesentlichen Repräsentationen der Balintgruppenarbeit aufzubauen. Und weitere Kontakte sind bereits erfolversprechend angebahnt. Innerhalb der Weiterbildung sind mindestens acht aufeinanderfolgende Theorie-Praxis-Seminare zu absolvieren.

Psychoanalytische Selbsterfahrung:

Am Ende der Weiterbildung sind 20 Tage mit jeweils 4 Sitzungen nachzuweisen. Bei entsprechender Größe der Kursgruppe wird die Selbsterfahrung als kursinterne Gruppenanalyse organisiert. Ziel/Gegenstand ist die Vertiefung der eigenen Introspektionsfähigkeit und die Erweiterung der Wahrnehmungsfähigkeit im Umgang mit dem Unbewußten und seinen Manifestationen (Widerstand, Regression, Übertragung/Gegenübertragung). Unabhängig davon wird im Programm des Burckhardthaus kontinuierlich Selbsterfahrung angeboten, die für die Weiterbildung anerkannt wird.

Regionale Balintgruppe:

Jede(r) Ausbildungskandidat(in) gehört während der Ausbildungszeit auch

(weiterhin) einer regionalen Balintgruppe an. Die Gruppenteilnehmer sollten SupervisorInnen sein. Die regionale Balintgruppe soll innerhalb von vier Jahren 80 Sitzungen (à 90 Minuten) umfassen und von einem/einer BalintgruppenleiterIn geleitet werden.

Eigene Balintgruppenleitung:

Mit Beginn des zweiten Weiterbildungsjahres ist die Leitung einer eigenen Balintgruppe oder die Übernahme der Co-Leitung in einer Balintgruppe möglich. Der/die BalintgruppenleiterIn muß vom Institut anerkannt werden. Die Zulassung zur Übernahme einer eigenen Balintgruppe oder zur Co-Leitung erfolgt durch die Kursleitung. Der Gruppenprozeß soll über zwei Jahre gehen (ca. 30 Sitzungen à 90 Minuten). Für die eigenständige Gruppenleitung ist begleitende Supervision (mindestens 20 Sitzungen) bei einem/einer anerkannten BalintgruppenleiterIn gefordert; bei der Co-Leitung wird sie empfohlen, da ansonsten vom kollegialen Austausch zwischen dem/der BalintgruppenleiterIn und dem/der AusbildungskandidatIn ausgegangen wird.

Der *Abschluß* der Weiterbildung erfolgt im Rahmen eines Kolloquiums und ist erst möglich, wenn alle Ausbildungsteile vollständig abgeschlossen werden. Über die Zulassung entscheidet die Kursleitung unter Hinzuziehung der für die Ausbildungsteile (Selbsterfahrung, regionale Balintgruppe, Kontroll-Supervision für eigene Balintgruppenleitung) verantwortlichen Leiter. Das Kolloquium wird als kollegiales Fachgespräch durchgeführt. Außer den Teilnehmern sind die mitarbeitenden DozentInnen, Mitglieder des fachlichen Beirats für die BalintgruppenleiterInnenausbildung (zumeist aus der AG Balintgruppenleitung am Burckhardthaus) und die Kursleitung beteiligt.

Der erfolgreiche Abschluß wird durch das *Zertifikat* des Burckhardthaus bescheinigt. Es berechtigt die AbsolventInnen zur Leitung von Balintgruppen im nichtärztlichen Bereich. Doch gegenwärtig wird – auch im Kontakt mit der Deutschen Balint-Gesellschaft – geprüft, ob diese Beschränkung aufgehoben werden soll/kann.

Die Voraussetzungen zur Teilnahme sind so beschrieben, daß auch die Weiterbildung selbst sich an den Grundsätzen der Homogenität der Kursgruppe orientiert:

Die Weiterbildung ist konzipiert für ausgebildete, praktizierende SupervisorInnen. Die Anerkennung durch die DGSv ist nachzuweisen.

Nachzuweisen sind darüber hinaus:

- a) psychoanalytische Selbsterfahrung (Richtwert: 100 Stunden) – die zuvor auch im Burckhardthaus erworben werden kann.
- b) Kenntnisse der psychoanalytischen Theorie (ggf. auch eine Falldarstellung aus der eigenen supervisorischen Praxis oder ein Fachgespräch mit der Kursleitung vor Beginn der Weiterbildung).

- c) Kontrollsupervision für die bisherige eigene SupervisorInnenpraxis (mindestens 10 Prozesse: Einzel-, Gruppen-, Teamsupervision).
- d) Erfahrungen als TeilnehmerIn einer Balintgruppe unter Leitung eines entsprechend qualifizierten Balintgruppenleiters (z. B. PsychoanalytikerIn mit Zusatzqualifikation oder psychoanalytisch ausgebildete/r BalintgruppenleiterIn). Richtwert: 40 Sitzungen innerhalb von zwei Jahren. Eine schriftliche Reflexion der TeilnehmerInnenerfahrung ist bei der Bewerbung einzureichen.

Vorgespräch mit dem Leiter der Ausbildung oder einem Mitglied des Beirats für die BalintleiterInnen-Ausbildung am Burckhardthaus.

Einschätzungen und Erfahrungen

Das vorgestellte Konzept hat nicht immer so bestanden, es hat sich aus bisher drei abgeschlossenen Ausbildungsdurchgängen (gegenwärtig läuft der 4. Kurs; Ende 1998 startet der 5. Durchgang) so entwickelt – aus Erfahrungen, kritischer Begleitung durch die mitarbeitenden Spezialisten und die weitergehende Forschungs- und Theorie-Entwicklungsarbeit in der Arbeitsgemeinschaft praktizierender BalintgruppenleiterInnen. Seit dem 4. Durchgang wird das Ausbildungsprogramm begleitet durch einen ständigen fachlichen Beirat.

Balintgruppen so zu bilden und zu etablieren, wie das durch die Ausbildung vermittelt wurde/wird, war anfangs nicht leicht. Doch die Akzeptanz ist gewachsen. So gibt es heute – geleitet von AbsolventInnen der Ausbildung in unserem Haus – Balintgruppen mit ganz unterschiedlichen Berufsgruppen, die dieses Modell der Reflexion ihrer Berufsrolle unter dem Blickwinkel der Erwartung von Beziehungskompetenz und Selbstkompetenz gerne nutzen (LehrerInnen, LeiterInnen von Kindertageseinrichtungen, PfarrerInnen, Krankenhaus- oder GefängnisseelsorgerInnen, SchuldnerberaterInnen, Pflegepersonal in Krankenhäusern oder Heimen, SozialarbeiterInnen im Anerkennungsjahr u. a. m.). Besonders gefragt sind aber auch Balintgruppen als Instrument der Kontrolle für SupervisorInnen und BeraterInnen. Es besteht Grund zur Hoffnung, daß sich das Modell der Balintgruppenarbeit – mit seinen Möglichkeiten und seiner spezifischen Fokussierung – weiter etablieren wird als ein tragfähiges, seriöses Modell der Supervision mit Gruppen.

Anschrift des Verf.: Peter Musall, c/o Burckhardthaus, Evangelisches Institut für Jugend-, Kultur- und Sozialarbeit e. V., Herzbachweg 2, 63571 Gelnhausen, Tel. 06051/89-239, Fax 06051/89-200.

Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger

Balintgruppenarbeit im psycho-sozialen Feld der Sozial- und Bildungsarbeit¹

Zusammenfassung: Es werden sowohl die historischen und berufspolitischen Bedingungen der Balintgruppenarbeit im Feld der Sozial- und Bildungsarbeit im Unterschied zur klassischen, patientenorientierten Balint-Gruppen-Arbeit im medizinischen Feld aufgezeigt, als auch die theoretischen und methodischen Begründungen skizziert, die die Balintgruppenmethode als spezifische Methode der Supervision ausweisen.

Ohne Zweifel hat Michael Balint bei der Entwicklung seiner Lehr- und Forschungsmethode, der Beziehungsdiagnostik, vor allem die Arzt-Patienten-Beziehung gesehen und dabei an den medizinischen Bereich gedacht, dem er von Kindesbeinen an (sein Vater war Hausarzt) angehörte. Und dennoch begannen „seine Vorarbeiten mit Sozialarbeitern aus der Eheberatung“ (Eicke, 1978a, S. 3). Erst danach wandte er sich mit seiner Frau den psychologischen Problemen der hausärztlichen Praxis zu (Luban-Plozza, 1974, S. 14). Was dieses Faktum bedeutet, ist weder von Balint noch von seinen Schülern interpretiert worden. Es war bisher nicht notwendig. Eine einfache Erklärung wäre – sie würde Balints Grundhaltung sehr entsprechen: weil er von Sozialarbeitern in der Eheberatung lernen konnte, daß und wie wichtig das „verstehende Zuhören“ für den Nicht-Analytiker im Bereich der beratenden und natürlich auch der medizinischen Betreuung ist.

Daß daraus der Anspruch geworden ist, die Balintgruppenarbeit ist eine „klinische Methode“ (Loch 1969, Loch und Luban-Plozza, 1980, S. 65)² und, daß die „Balintarbeit eine Sache der Analytiker“³ sei, mag hier festgehalten, aber nicht interpretiert werden, hatte damals eher berufspolitische als sachliche Bedeutung. Gleichwohl bekommt der/die Psychoanalytiker/in Schwierigkeiten mit „der Supervision“ dann, „wenn es um die problematische Frage der Vermittlung seiner/ihrer therapeutischen Technik im nicht-klassischen *Setting* geht. Er/sie zeigt dann ängstlich-besorgte Abschirmung, als ob er/sie sich gegen eine chaotische Sturmflut abdämmen müsse (Ohlmeier 1984a, S. 812).

Da analytische Balintgruppenleiter schon lange nicht mehr nur im medizinischen Bereich arbeiten (Argelander mit Theologen, Furrer mit Lehrern, Eicke mit Krankenhauspflegepersonal, Sozialarbeitern, Supervisorinnen und Juristen, Knoepfel mit Berufsoffizieren usw.), sondern auf weite

Bereiche des sozialen Feldes und des Bildungsbereiches vorgedrungen sind, wäre zu fragen

- a) was ist das Kriterium, nach dem auch außerhalb des medizinischen Bereichs nach der Balintmethode gearbeitet werden kann und
- b) was können einige der Spezifika der Balintgruppenarbeit im sozialen und Bildungsbereich sein.

Balint ging davon aus, daß der Arzt eine „Gesamtdiagnose“ für seine Patienten erstellen muß, die sowohl die somatische wie auch psychische und soziale Situation umfaßt (Balint, 1957/1980, S. 85 u. ö., Luban-Plozza, 1974, S. 23). Der Arzt soll also die „Gesamtverantwortung für Körper und Psyche“ übernehmen bzw. einkalkulieren, damit aus diesen Bereichen stammende Probleme die Diagnose beeinflussen. Diese idealtypische Anforderung ist für den Bereich der Supervision in der Sozial- und Bildungsarbeit unzutreffend.

Wie läßt sich nun eine Definition oder eine allgemeinere Bestimmung beschreiben, die Balintgruppenarbeit identifizierbar macht? Nicht jede Arbeit mit Gruppen ist Balintgruppenarbeit, auch dann nicht, wenn das Bemühen um die mitmenschlichen Beziehungen in Gruppen erfolgt. Balintgruppenarbeit basiert auf psychoanalytischer Erkenntnisgrundlage und ist das in Gruppen stattfindende „gemeinsame Erforschen der Beziehung ..., wo Menschen mit Menschen arbeiten“ und Beziehungsprobleme auftreten, die im Blick auf das Ziel der Arbeit sich als störend erweisen (Knoepfel, 1980, S. 61). Erst wenn das Arbeitsziel nicht mehr verfolgt werden kann, weil aufgrund einer Beziehungsstörung das Ziel der Arbeit sekundärer Inhalt des Umgangs miteinander wird, ist die Beziehungsdiagnose wichtig und unentbehrlich. Dann ist Balintgruppenarbeit eine Methode des Verstehenlernens, ein Mittel zum Zweck.

Bezieht man diese Definition auf die Praxis der Gruppensupervision in der sozialen Arbeit oder in der Bildungsarbeit, dann heißt das, daß dort, wo Supervision nach dem Balintmodell stattfindet, ein Supervisionsmodell praktiziert wird, dessen theoretischer Hintergrund auf psychoanalytischen Arbeitshypothesen beruht. Dies wirft Probleme auf, die von entscheidender Bedeutung sein können. Einmal muß das medizinisch orientierte Balintmodell auf den nicht-medizinischen Bereich übertragen werden. Das heißt, daß sich der Fokus dieser Gruppenarbeit vom streng somatischen Diagnostizieren und den dabei ablaufenden Interaktionsprozessen zwischen Arzt und Patient auf eine andere inhaltliche Ebene verschiebt.

Es kann am Rande bemerkt werden, daß die Beziehung zwischen Arzt und Patient im Blick auf die Krankheit in der Schulmedizin kaum beachtet wird, resp. hinter dem technischen Aspekt des Diagnostizierens und Therapierens rangiert. Dieses Zurücktreten des Beziehungsaspektes hat die

Medizin zu einer technologischen Wissenschaft gemacht. Darin unterscheiden sich Verständnispraktiken in der Sozialarbeit und der Sozialtherapie, aber auch im Bildungsbereich überhaupt nicht, die Problemlösungen über Handlungstechniken, sprich Sozialtechniken herbeizuführen suchen und Diagnostik ausschließlich am Verhalten orientieren und somit die Erkenntnisse über zwischenmenschliche Abläufe auf empirische Daten reduzieren.

Daß das Balintmodell auf den nicht-medizinischen Bereich übertragbar ist, haben zahlreiche Analytiker gezeigt (s. o.). Es bedarf aber einer weiteren Übersetzung. Nämlich der, daß die aus der psychoanalytischen Praxis und Theorie gewonnenen Erkenntnisse, einer Praxis und Theorie, die die Beziehung zwischen einem Analytiker und einem Patienten – also einem sehr engen bzw. überschaubaren und kleinen Setting – umfaßt, übertragen werden müssen auf den Umgang mit Gruppen. Und letztendlich bedarf es noch einer Übertragung von psychoanalytischen Vorstellungen über das „Lernen“ auf die Lernform, die das Balintmodell anzielt. Es gibt zwar noch keine explizite psychoanalytische Lernpsychologie oder -theorie, aber Versuche einer Vermittlung von psychoanalytischen Aussagen über das Lernen und einer lerntheoretischen Interpretation von Lernen in der Therapie (vgl. F. S. Heigl und A. Triebel, 1977). Es drängt sich die Einsicht auf, daß die psychoanalytische Theorie weit mehr an Aussagen machen kann, als ihre Praxis der Einzeltherapie vermuten läßt (den Bereich der psychoanalytischen Kunst- und Literaturinterpretation einbezogen).

Das Balintmodell ist eine Methode, die zum Gebiet der angewandten Psychoanalyse gehört. Wir wollen diese Methode auf den Bereich der Sozial- und Bildungsarbeit übertragen, wie dies bereits in der psychoanalytisch orientierten Einzelsupervision (Wittenberger, 1980) praktiziert wird.

Die Balintmethode ist nicht zwingend eine klinische und auch nicht zwingend von Analytikern durchzuführende Lernmethode. Ebenso ist herauszuarbeiten, daß die Übertragung der Methode auf das soziale Feld nicht einfach eine Okkupation darstellt, es soll gezeigt werden, welche Aspekte bei der Übersetzung aus dem medizinischen Bereich besonders berücksichtigt werden müssen bzw. sich ganz anders darstellen als dort, wo die Balintgruppenarbeit als Methode bisher angezeigt war. D.h. wir fragen nach den Indikationen auf seiten der Teilnehmer und der Leitung, die vorhanden sein müssen, damit eine sinnvolle Arbeit zu erwarten ist.

Die folgenden Ansätze zur „Übersetzung“ der Balintmethode begrenzen sich auf grundsätzliche Überlegungen. Das heißt, spezifische Themen, wie z. B. die Leitungstechnik oder der Umgang mit der Gegenübertragung als Interventionskriterium usw., bleiben hier unberücksichtigt (vgl. hierzu Wittenberger, G. und I. Zimmer, 1988).

Der größte Teil sozialer Hilfeleistung ist heute, selbst in den Bereichen, die durch Gesetzesauftrag abgesteckt sind, mehr Beratungstätigkeit als bürokratisch-verwaltende Tätigkeit. Und dort, wo Bürokratismus überwiegt, ist die Konfrontation mit psycho-sozialer Not besonders groß und soll womöglich mit Hilfe bürokratischer Verfahren auf Distanz gehalten, also abgewehrt werden.

Eine Übertragung des Balintmodells in den Rahmen der sozialen Arbeit hinein hat sich also nicht nur darauf zu beziehen, was die konkreten Unterschiede in den Diagnose- und Interventionsformen sind, sondern sie muß auch über das medizinisch orientierte Balintmodell hinaus den gesellschaftlichen Kontext sozialer Interventionsformen einbeziehen.

So wie eine nur medizinische Orientierung der Balintmethode zu kritisieren ist (Schmidbauer, 1977, S. 200), so muß auch eine nur psychologische Orientierung Kritik hervorrufen. Deshalb sollen einige Gedanken zur sozial-psychologischen Orientierung des Balintmodells vorausgeschickt werden.

Die psychoanalytische Kulturkritik ist, solange sie die spezifische Struktur unserer modernen Gesellschaft aus dem Erleben der Individuen erschließen will, gesellschaftsblind (Schüle, 1978). Die politische Ökonomie andererseits identifizierte die Klassen-Individuen mit ihrer ökonomischen Funktion („Charaktermaske“) und meinte, daß Sozialisation und Psychologie der Klassen-Individuen historisch (d. h. geschichtlich) unbedeutend sei. Die treibende Kraft der Geschichte ist die Ökonomie. Sie ist die Grundlage für die „eine“ Wissenschaft, die Geschichte (Marx, 1964, S. 245). Selbstverständlich meint Marx hier den „historischen Materialismus“ als Geschichtswissenschaft. Wir teilen diese Engführung des Begriffs „Geschichte“ nicht.

Beiden Theorien gemeinsam ist die Erforschung des Widerspruchs zwischen den Einzelnen und der Gesellschaft. Denn der Einzelne ist „virtuell ein Feind der Kultur“ (Freud, 1974, S. 140). Und die politische Ökonomie meint, daß „der Mensch als gegenständliches Wesen ... nicht nur Naturwesen, sondern auch menschliches Naturwesen, d. h. ... Gattungswesen ist“. Insofern kann „weder die Natur objektiv noch die Natur subjektiv ... unmittelbar dem menschlichen Wesen adäquat vorhanden (sein)“ (Marx, a. a. O., S. 275). Die daraus entstehende „Geschichte“ ist die Geschichte der Versuche zur Lösung des Widerspruchs zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft. Eine Geschichte der Veränderung der Natur durch Produktion und Sozialisation, durch Ökonomie und Erziehung. Beide Formen, die gesellschaftliche und die individuelle Praxis können zur Aufrechterhaltung aber auch zur Veränderung etablierter Lebensformen befähigen.

Dort wo die Praxis und das Bewußtsein nicht übereinstimmen, dort entstehen die Brüche zwischen Individuum und Gesellschaft. Dort wird die Produktion zur bewußtlosen Herstellung von Lebens- und Sozialbeziehungen, in denen Symptome entstehen. Solche Symptome können mit Hilfe der politischen Ökonomie als eine kritische Theorie der Gesellschaft und mit Hilfe der Psychoanalyse als einer kritischen Theorie des Subjekts analysiert werden. Zum Beispiel stehen die Individuen den konjunkturellen Krisenzyklen der Wirtschaft in ähnlicher Weise geängstigt, befremdet und hilflos gegenüber wie dem zwanghaften, routinemäßigen Ablauf institutioneller und bürokratischer Vorschriften und Regeln oder den Zwangshandlungen des Neurotikers.

Gleichsam einem Naturgesetz unterworfen wiederholen Individuen ihre „neurotischen Reaktionen“ aufgrund undurchschaubarer (unbewußter) institutioneller Regeln in einer Art „Bewußtlosigkeit der Beteiligten“ (Engels).

Solchen Quasi-Naturgesetzen, die die Verdinglichung psychischen und sozialen Lebens darstellen, also zur Starrheit und Lähmung von Dynamik entarten, gilt es durch eine kritisch-reflektierende Praxis auf die Spur zu kommen. Dies geschieht im Diskurs (Gaertner und Wittenberger, 1979), der die wirklichen Bedingungen der beruflichen Praxis aufdeckt, um von einem bewußtlosen beruflichen Handeln jedenfalls den Teil dem Bewußtsein wieder zugänglich zu machen, der durch den Zwang der Symptome in der zur Verselbständigung entarteten Institution verschüttet ging.

Damit ist angezeigt, wo die Balintarbeit im psycho-sozialen Tätigkeitsfeld ansetzt. War im medizinischen Modell die Arzt-Patient-Beziehung der Fokus der Beziehungsdiagnostik, ist es hier die Helfer-Institution-Klient-Beziehungsdiagnose. Erst unter Einbeziehung der Dimension „Institution“ kann die Forderung nach der Einbeziehung der „sozialen Situation“ in die Diagnose (vgl. Ohlmeier, 1984a) verwirklicht werden. Nur dort, wo die soziale Situation nicht nur als die des Patienten betrachtet wird, sondern als die, in die die Interaktionspartner insgesamt eingewoben sind, kann die psycho-soziale Situation des Ratsuchenden aus der Gefahr der stigmatisierenden Verobjektivierung (als „Verhaltensgestörter“, „Krankter“ usw.) herausgehalten werden.

Damit verändert sich der Fokus der Balintgruppenarbeit ein weiteres Mal. Er bezieht sich nun auf die psycho-soziale Situation des Gruppenteilnehmers und nicht nur auf die seines Klienten. Nicht die Helfer-Person an sich, sondern die Person in einem spezifischen Arbeitszusammenhang ist Gegenstand der Balintgruppenarbeit.

Der Grund für diese Fokusverschiebung ist nicht nur eine simple Erweiterung des medizinischen Modells. Sie steht auch für eine Reaktion

darauf, daß die nachfreudsche Geschichte der Psychoanalyse sich vorwiegend mit ihrer Etablierung in den Naturwissenschaften befaßte, was zu einer „Medizinalisierung“ (Parin, 1978, S. 13) führte. Dadurch wurde unter der Hand das Balintmodell wieder von einer, an der krankheitsorientierten Medizin interessierten Psychoanalyse okkupiert. Einer Psychoanalyse, die, nach Ihrer „Anwendung“ ausschauhaltend, kultiviert wird durch eine veröffentlichte Sorge, die sich um die richtige Technik dreht. Aber ihre eigentliche kritische Aufgabe, wie die Modifikation der „menschlichen Naturwesen“ konkret durch die Geschichte ihres Verkehrs mit gesellschaftlichen Institutionen erfolgt, aus dem Blick geraten läßt. Freuds kritische Theorie der Kultur, in Bernfelds Arbeiten (Bernfeld, 1929/1971, S. 198–211) erstmals sozial-psychologisch vorangetrieben, ist aufgegeben, wenn sie „mehr und mehr in Frieden (lebt) mit allen außerhalb ihres eigenen wohlabgegrenzten Bereichs“ und zu einer „Hilfswissenschaft“ im Frommschen Sinne wird, die eigentlich nur dann gebraucht wird, wenn die Anpassungsarbeit – so schmerzlich sie sein mag für den Einzelnen, für das Gesamt aber doch letztlich gut – nicht ohne Brüche vollzogen worden ist, wenn gesellschaftliches Interesse und individuelle Bedürfnisse nicht kongruent sind. Bernfelds Alternative zu Fromm ist, daß er die Freudsche und Marxsche Ideologiekritik als zwei Konzepte akzeptiert, die jede für sich, die Wirklichkeit der vergesellschafteten Individuen arbeitsteilig, einander ergänzend und korrigierend, erfassen, von einer Integration absieht und mit Hilfe beider Konzepte den „sozialen Ort“ durch alternierende Erforschung der soziologischen, „objektiven“ gesellschaftlichen Entwicklungen und der psychoanalytischen Erforschung der individuellen Lebensgeschichte bestimmen möchte. Dadurch wird der „soziale Ort“, die Konkretion des „Realitätsprinzips“, immer von neuem bestimmbar. Er ist ein historisch spezifischer, eine sich verändernde Größe. Das Realitätsprinzip unterliegt somit dem historischen Wandel. Die Begriffe „Gesundheit“ oder „Normalität“ etc. sind weder psychoanalytisch noch gesellschaftlich feststehende Größen. Würde man aber davon ausgehen wollen, daß die gesellschaftlichen und psychoanalytischen Begriffe von „gesund“ und „normal“ zusammenfallen müssen, kongruent sein müssen, dann degeneriert Psychoanalyse zum Anpassungsinstrument, das eine bewußtlose Praxis auf der Couch praktiziert. Auf diese Gefahr hat Parin eindringlich hingewiesen und seinen „Zunft-Kollegen“ sagen müssen, daß der „zweite Auftrag (Freuds) ... von Außenstehenden wahrgenommen und von „außen“ an unsere soziale Gruppe herangetragen“ (Parin, 1978, S. 17) wurde. Zu diesen „Außenstehenden“ zählen die analytisch orientierten Supervisoren, die ihre Gruppensupervision im Sinne der Balintmethode praktizieren. Inhaltlich wird in dieser Berufsgruppe „oft (die) gleiche

Technik angewandt“ wie in der Balintgruppenarbeit, obwohl „der Begriff nur selten benützt wird“. Eicke (a. a. O. S. 3) stellt weiterhin fest, daß die Tätigkeit der Gruppenleitung bei Ärzten und Lehrern vorwiegend von Psychoanalytikern übernommen wurde, aber bei der „Sozialarbeit von spezialisierten, gesondert ausgebildeten Sozialarbeitern“. Weil „Psychoanalytiker daran leiden, daß sie nur historisch denken und die aktuellen sozialen Bezüge noch nicht erkennen“, zieht Eicke den Schluß, daß aufgrund seiner Erfahrungen aus der Sozialpsychiatrie – wo man „weitgehend auf ... Supervisionsgruppen, wie sie die Balintgruppen darstellen, angewiesen (ist)“ – in allen Berufen, die helfend mit Menschen tätig sind, ... die Methode (anwenden kann)“. In den psycho-sozialen Interventionsformen spielen die „aktuellen und sozialen Bezüge“ immer eine entscheidende Rolle. Sie umfassend zu verstehen, ist nur dann möglich, wenn sie auch „historisch“ durchdacht und gesehen werden können. Insofern ist die Psychoanalyse unverzichtbar. Sie liefert die historisch-kritische Theorie, die die Geschichte als Lebensgeschichte des Einzelnen verstehen hilft, währenddessen die kritische Gesellschaftstheorie die Ansatzpunkte liefert, die die aktuellen und sozialen Bezüge interpretierbar machen. Deshalb ist es erstaunlich, daß die Balintmethode medizinalisiert auf den klinischen Bereich verkürzt werden konnte. Ein Grund dafür scheint zu sein, so stellte Eicke fest, daß man „bisher über ein gewisses Maß von Orientierung in der Technik solcher Supervision oder Balintgruppenarbeit“ noch nicht hinaus gekommen ist. Das heißt, erst unter Einbeziehung der aktuellen sozialen Situation, wie sie sich in der Gruppe darstellt, lassen sich die Voraussetzungen schaffen, die es ermöglichen, den vorgetragenen Fallbericht und den Referenten zu verstehen. Die Erweiterung des medizinischen Modells erfolgt also durch die Einbeziehung der Gruppendynamik. Die Bedeutung der Gruppendynamik in einer Balintgruppe führt zur unterschiedlichen Bewertung. Giesecke und Rappe-Giesecke ziehen aus dieser Tatsache, daß Balint die Gruppendynamik unterbewertete (Giesecke und Rappe-Giesecke, 1997, S. 476) den Schluß, daß dieses Setting „unflexibel“ sei (ebd., S. 472) und sich von „moderner Supervision“ (Rappe-Giesecke, 1995, S. 35) unterscheide. Psychoanalyse und Gruppendynamik bieten das theoretische und technische Reservoir, das die Balintmethode aus der Begrenzung des klinischen Bereichs herausführen könnte, sofern diese nicht dogmatisch einseitig, gegenseitig verabsolutiert werden. Als Ausdruck der Mangelhaftigkeit in bezug auf die „Orientierung in (Fragen) der Technik“ ist es ohne weiteres möglich, „daß Leute ohne eine entsprechende Vorbildung sich bereiterklären, eine Balintgruppe zu übernehmen und dafür auch akzeptiert werden“. Diese Feststellung Eickes trifft sowohl auf Nichtanalytiker zu als auch auf Analytiker, die oft mangelhaft

und manchmal überhaupt nicht über gruppenspezifische Selbsterfahrung verfügen. Daß es dennoch so wie beschrieben ist, hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß es – vergleichbar mit der Psychoanalyse-Szene, wo es die „wilde Analyse“ gibt, die „heilende“ Funktion haben kann (was auf Seiten der Psychoanalytiker nicht zuletzt zur Beschäftigung mit den sog. Selbsthilfegruppen führte) – in der Balintgruppenarbeit „Erfolge“ gibt, weil die TeilnehmerInnen ein erhebliches Potential an Fähigkeit besitzen, das sie sich gegenseitig zur Verfügung stellen. Nichtsdestotrotz ist die verantwortliche Leitung solcher Gruppen erforderlich, weil der Umgang mit Übertragungen und Gegenübertragungen, mit individuellen und psychosozialen Abwehrphänomenen, sowie den entsprechenden Widerständen auch und gerade in diesen Gruppen von entscheidender Bedeutung für das Lernen ist. Lernen in solchen Gruppen ist nur dann möglich, wenn die TeilnehmerInnen bereit sind, „eine begrenzte, aber wesentliche Veränderung der Persönlichkeit“ (Balint, 1957/1980, S. 379) zuzulassen. Zu diesem Selbsterfahrungsaspekt in der Balintgruppe sagt Eicke, daß er „ein Stück Therapie“ ist (a. a. O., S. 9). Bisher wurde in der Literatur vor allem die Abgrenzung zur Selbsterfahrung und Therapie betont (Clyne, 1974, S. 59, Ohlmeier, 1984b). Hier wird nun eine inhaltliche – von Balint selbst formulierte – Zielvorstellung hervorgehoben, die mit dem, was Schmidbauer (s. o.) von der klinisch-psychologischen, gruppentherapeutischen Seite und Leuschner von der psycho-sozialen, sozialpsychologisch-gruppenspezifischen Seite her⁴ als erste ins allgemeine Bewußtsein gehoben haben. Sowohl bei Schmidbauer als auch bei Leuschner sind Grenzüberschreitungen feststellbar, die von unterschiedlichen Fachbereichen ausgehend, das gemeinsame Ziel haben, die psychoanalytischen Sichtweisen des Einzelnen und der Kulturerscheinungen aus der Enklave herauszuholen, in die sich die Psychoanalyse durch ihre „Medizinalisierung“ selbst gebracht hat. Lorenzers und anderer Bemühungen sind – wie Parin einmal sagte – Bemühungen von Exoten. Die Mehrzahl der Standesvertreter in den psychoanalytischen Vereinigungen haben reaktionäre Interessen. Insofern ist es erstaunlich, daß es in England, von wo die Balintmethode zu uns kam, ein Absinken des Interesses an der Balintgruppenleitung von Seiten der Psychoanalytiker gibt, so daß die Gruppenleitung zunehmend von praktischen Ärzten übernommen wird, „die über eine lange Gruppenerfahrung verfügen“.

Die „einzige Regel“ der internationalen Balint-Gesellschaft, in der nur Ärzte Mitglieder sind, besteht darin, daß „ein Gruppenleiter längere Zeit Mitglied oder Co-Leiter in mehreren Balintgruppen gewesen sein muß (Eicke, 1978a, S. 10 f.). Bereits 1978 hat eine fachliche Initiativgruppe im DAGG unter der Leitung von Dieter Eicke Ausbildungsstandards entwor-

fen, die human- und sozialwissenschaftlich ausgebildeten Fachkräften eine Ausbildung zum Balintgruppenleiter ermöglicht. Die Initiativgruppe erzielte Übereinstimmung darin, daß die Ausbildung zum Balintgruppenleiter eine längere psychoanalytische und gruppenspezifische Selbsterfahrung, sowie eine mehrjährige Teilnahme in einer Balintgruppe mit anschließender Co-Leitung bzw. Leitung unter Supervision beinhalten muß. Psychoanalytische und gruppenspezifische Theorie- und Methodenkenntnisse wurden als selbstverständlich vorausgesetzt. Aus berufspolitischen Gründen wurde der fachliche Konsens der Initiativgruppe im DAGG nicht als Regelwerk für Balintgruppenleiterausbildung übernommen.⁵

Ein interessantes Beispiel für die Anwendungsmöglichkeit liefert Kutter u. a. (1979). Die dort gegebene Aufzählung sozialwissenschaftlicher Disziplinen macht noch kein Modell. Leicht könnte der Eindruck entstehen, daß hier die psychoanalytische Priorität zur Kolonisation rückständiger sozialwissenschaftlicher Gebiete dienen soll. Eine noch böhere Vermutung wäre, ob hier die Bemühungen um ein sozialwissenschaftliches Verständnis der Psychoanalyse klischeeartig rezipiert werden soll. Denn weder der Kohärenz der einzelnen sozialwissenschaftlichen Aspekte in diesem „pluridisziplinären Ansatz“, noch ihre spezifische Implikation in ein psychoanalytisches Konzept werden dargestellt. Dennoch hat dieser Beitrag für die Supervision im psycho-sozialen Feld eine Bedeutung. Er zeigt nämlich, wie Vertreter der Psychoanalyse und der Sozialwissenschaften gemeinsam an einem Projekt unserem Anliegen (Leuschner, 1979, S. 50) nachzukommen versuchen und wie sie eine Erklärung ihrer Handlungs- (Beratungs-)vollzüge in der Balintgruppenarbeit mit Studentenberatern darzustellen sich bemühen. Darin besteht ohne Zweifel ein Verdienst dieses Beitrags, der sich wesentlich unterscheidet von der Mehrzahl streng psychoanalytischer Beiträge zur Balintgruppenarbeit.⁶ Die Gefahr bei Kutter u. a. ist, daß die spezifischen Imponderabilien der institutionellen Bedingungen unter dem Primat der psychoanalytischen Betrachtungs- und Wahrnehmungsweise gesehen werden. Die Übersetzung psychoanalytischer Konstrukte in eine neue, nicht-analytische, sondern soziale Praxis und den dazugehörigen „Berufskulturen“ (vgl. Leuschner, 1983, S. 56 ff.), verlangt aber das Setzen eines neuen Paradigmas, von dem aus sowohl die individuellen Aspekte eines Problemzusammenhangs als auch die gesellschaftlichen abgeleitet und durchdekliniert werden können. Als ein solches Paradigma lassen sich alle gesellschaftlich relevanten Institutionen verstehen. Mit ihnen hat das Individuum jederzeit zu tun (z. B. durch Normen und Regeln) sowie die Gesellschaft als Ganzes, die Organisationen schaffen muß, um durch sie und in ihnen Normen und Regeln zur Geltung bringen zu können, die das gesellschaftliche Leben als steuerbares garan-

tieren. Die in dieser paradigmatischen Sicht enthaltene Anthropologie soll hier unberücksichtigt bleiben. Hier interessiert nur der Hinweis auf den Weg zu den gesellschaftlichen Institutionen, den sowohl die Psychoanalyse als auch die Sozialwissenschaften gehen müssen, um dann wieder in umgekehrter Richtung das Individuum resp. die Gesellschaft verstehen zu können, so wie es Devereux (1978) in seiner ethnoanalytischen Studie darlegte.⁷ Ein Programm, das in differenzierter Weise zu entfalten wäre, ist von uns hier nicht zu leisten. Nur so viel soll angedeutet werden, daß es nicht darum gehen kann, den Widerspruch zwischen Individuum und Gesellschaft mit Hilfe der „Institution“ auflösen zu wollen. Es geht darum, mit Hilfe von „Institutionellem“ den Vermittlungsprozeß zwischen Individuum und Gesellschaft ein Stück aufzuhellen. Individuum und Gesellschaft sind nicht antithetisch, sondern sind dialektische Kategorien, deren Konkretionen sich in Institutionen niederschlagen. Das heißt, sowohl die Individuen machen, brauchen und gebrauchen Institutionen als auch die Gesellschaft macht, braucht und gebraucht Institutionen. Diese müssen mit jenen nicht identisch sein. Ihre Wirkung aufeinander ist allemal konkretisierbar. Mit der Einführung der Kategorie „Institution“ in die Balintgruppenarbeit ist – wie weiter oben bereits hingewiesen – eine Fokusverschiebung eingetreten, die das klassische Modell nicht berücksichtigte. Damit haben wir die Frage nach dem Kriterium, nach dem außerhalb des medizinischen Bereichs gearbeitet werden muß, angedeutet. Wie sich aber zeigt, ist die „Institution“ für den Bereich der Medizin (Eicke, 1978b) ebenso wichtig wie z. B. für die Familienfürsorge (heute ASD genannt). Es läßt sich leicht nachweisen, daß die Institutionen „Klinik“ und „Amt für soziale Dienste“ zwar soziologisch anders strukturiert sind, aber psycho-sozial die gleichen Wirkungsmechanismen haben. Der Grund, warum die Medizin bisher glaubte, ihre Institutionen, also Kliniken, Standesvertretungen, Berufsverbände usw., tabuisieren zu können (selbst die Medizinsoziologie steckt hier in den Anfängen), hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß sie in unserer Gesellschaft eine unumschränkte Macht hatte und ihre Lobby in Bereichen der Wirtschaft und Politik sehr groß ist.⁸ Währenddessen die Angehörigen der sonstigen „Helfer-Berufe“ gerade an ihrer institutionellen Ohnmacht leiden und deshalb hier besonders sensibel sind.

Bei den folgenden Überlegungen denken wir, daß die Balintgruppenarbeit für Supervisoren eine besonders geeignete Form zur Begleitung und Qualitätsentwicklung ihrer Berufspraxis darstellt. Bei der Untersuchung der Supervisorentätigkeit stellen sich Parallelen zu Balint her, die dieser bei der Untersuchung der Arzt-Patient-Beziehung gefunden hat. Die Möglichkeiten eines Supervisors, seinen Supervisanden beruflich und persönlich zu fördern, liegen u. a. darin, die Fähigkeit zu entwickeln, eine Beziehungs-

diagnose zu erstellen und die daraus zu ziehenden Konsequenzen durchzuführen. Es geht also darum, dem Supervisor eine Beziehungsdiagnostik-Kompetenz zu vermitteln, die es ihm ermöglicht, in seiner Supervision nicht nur eine bessere Handhabung einzelner Fälle zu ermöglichen, sondern vor allem eine andere Einstellung zu seinen Supervisanden zu erreichen. Wenn sich Supervision in der Regel über längere Prozesse erstreckt, ist davon auszugehen, daß der Supervisor ein relativ großes Wissen über seine Supervisanden hat. Es geht in der Balintgruppenarbeit darum, dieses Wissen zu aktivieren und so einzusetzen, daß es den Supervisanden hilft. Dieses Wissen über die Supervisanden kommt dadurch zustande, daß der Supervisor wöchentlich oder vierzehntägig ein bis zwei Stunden mit ihnen zusammensitzt und über ihre Probleme und Erfahrungen spricht. Die daraus entstehende Beziehung ist vom Supervisor genau zu beobachten. Dazu gehört es, die Beachtung der eigenen emotionalen Reaktion auf den Supervisanden zu beachten. Oft werden ja in den Supervisionen Beziehungskonflikte geschildert mit Klienten, Mitarbeitern oder dem Chef, die scheinbar schwierig oder gar nicht zu verstehen sind. Für den Supervisor ist es nun wichtig, sich nicht in die Beziehungskonflikte seiner Supervisanden hineinziehen zu lassen. Da der Supervisor geneigt ist, aufgrund objektiver gesellschaftlicher und institutioneller Bedingungen Partei zu ergreifen (Wittenberger, 1974) gerät er in die Gefahr, sich in die traumatisierenden Beziehungen seiner Supervisanden verwickeln zu lassen und somit dem Wiederholungszwang derselben zu unterliegen. Gesunder Menschenverstand und eine Helferideologie sind die Fallstricke für das sogenannte Mitagieren. Ohne es zu wollen, und ohne es zu merken, gerät der Supervisor durch eine falsch verstandene Parteinahme in eine leiderzeugende Beziehung. Kann er jedoch diese Beziehungsstörung seines Supervisanden erkennen, so bleibt als erste Möglichkeit der Verzicht auf das Mitagieren. Dieses Mitagieren drückt sich in der Sozialarbeit z. B. in oft blinden Institutionsfeindlichkeiten aus. In der Balintgruppenarbeit geht es nicht darum, objektivierbare institutionelle Probleme zu psychologisieren und zu individualisieren, z. B. als Probleme der Supervisoren oder ihrer Supervisanden, sondern um die Analyse der objektiven und der individuellen Anteile bei den sich darstellenden Problemlagen. In der Balintgruppenarbeit wird es also immer um die Trennung und um die Zusammenschau dieser Komplexität gehen.

Der Supervisor soll nun in der Balintgruppe erst einmal über das berichten, was er an Beobachtbarem darstellen kann. Um in der Balintgruppe einen Supervisionsprozeß darstellen zu können, muß der Supervisor in seiner Supervision zuhören können. Das heißt, er soll nicht gezielt fragen, sondern er soll gelassen zuhören. Dies bedarf einer Umorientierung

in der Vorstellung, sich nur dann ein Urteil bilden zu können, wenn man viele Informationen habe. In der Balintgruppe wird also geübt, wie man zuhört. Das setzt voraus, daß der vortragende Kollege sich aussprechen kann und alle Beiträge verwendet werden – auch solche, die anscheinend unpassend sind. Wie die Supervisoren ihre Supervisanden ermuntern, sich frei auszusprechen, so werden auch die Teilnehmer einer Balintgruppe aufgefordert, in einen „offenen Dialog“ (Tränkel), in einer freien Aussprache ihre Beobachtungen vorzutragen und begutachten zu lassen. Diese Beobachtungen beziehen sich sowohl auf verbale als auch auf nicht-verbale Äußerungen der Supervisanden. Die Supervisoren werden nun eine Fülle von Material zusammentragen, und je größer der Erfahrungsschatz und die Beobachtungen sind, um so schwerer sind sie zu organisieren und zu verstehen. Zentraler diagnostischer Bestandteil sind dabei die reaktiven Gefühle des Supervisors auf den Supervisanden bzw. die Supervisionsgruppe. Diese introspektive Wahrnehmung als Gegenübertragung verstanden, führt zu der diagnostischen Frage: „Warum veranlaßt mich der Supervisand zu diesem Gefühl?“ Wichtig ist dabei auch, daß diese gefühlsmäßigen Reaktionen selbstkritisch wahrgenommen werden, was nur unter Verzicht auf Verurteilung erlernbar ist. Nur wenn der Supervisor in der Balintgruppe auf Verstehen zählen darf, ist ihm zuzumuten, sich so zu explorieren, daß seine Beziehung zu seinem Supervisanden offen dargelegt wird. Aber selbst bei dem guten Willen vorurteilslos zuzuhören, spielen doch die eigenen Werturteile und Wertvorstellungen der teilnehmenden Supervisoren eine Rolle, so daß es ohne Verurteilung der Gruppe beim vortragenden Supervisor selbst zu unausgesprochenen Verurteilungen kommt, da er vor sich selbst Vorstellungen über einen guten Supervisionsprozeß und von einem guten Supervisor hat. Gerade bei gutem Einfühlungsvermögen sind solche Selbstverurteilungen oft spürbar. Der Supervisor muß nicht nur lernen zuzuhören, sondern auch anzunehmen, zu verstehen, was den Supervisanden betrifft und ihn selbst.

Zum Nachdenken über sich selbst ist Anlaß durch das Beobachtete in der Gruppe, d. h. die Reaktionen der Gruppe auf das Verhalten des vortragenden Supervisors und sein Verhalten in dieser Situation. In der Regel wiederholt der Supervisor in seinem Vortrag vor der Gruppe oder in der anschließenden Diskussion denjenigen Verhaltensteil seines Supervisanden, der ihm selbst unklar geblieben ist. Dieses „Spiegelungsphänomen“ (Heigl-Evers und Hering, 1970) ist der Teil des Supervisanden, den der Supervisor in der Balintgruppe agiert. Dies muß aber nicht nur dem vortragenden Supervisor so gehen, sondern jedes Gruppenmitglied kann einen Teil des Konfliktes des Supervisanden übernehmen und in der Diskussion vertreten. Der Gruppenleiter ist von diesen induzierten Spontanphänomenen nicht

verschont. Auch er kann aus seiner Rolle fallen und mitmachen, was nach Balint nicht schadet, wenn er Kritik an seinem Verhalten erlaubt. So kann es geschehen, daß in Gruppen Konflikte ausgetragen werden, die das Problem der Supervisanden unmittelbar darstellen (Argelander, 1972, S. 118), die dann sowohl eine lebendige emotionale als auch kognitive Lernmöglichkeit bieten. So kann in der Gruppe durch unmittelbares Erleben geübt werden, wie Gefühle verstanden werden können und was sich aus diesem Verstehen für Möglichkeiten ergeben, um den Supervisanden und seiner Persönlichkeit und seiner beruflichen Situation gerecht zu werden. Dieses unmittelbare Erleben konstituiert sich aus der Darstellung des vortragenden Supervisors, seinem Verhalten und der Reaktion von Gruppe und Leiter. An diesen drei Konstitutionselementen des Interaktionstableaus in der Balintgruppe kann überprüft werden, ob das Beobachtete sowohl auf den vorgetragenen Fall paßt als auch auf das Verhalten des vortragenden Supervisors. Dadurch erfolgt eine bessere Einprägung des wiederholt Beobachteten und ein In-Zusammenhang-Bringen mit vorherigen Beobachtungen. Die Frage ist also: Stimmt unsere Einfühlung mit dem gesprochenen und beobachteten Verhalten überein und paßt das Gruppengeschehen in der Balintgruppe dazu? Können wir dies bejahen, so haben wir schon eine gewisse Wahrscheinlichkeit, richtig zu verstehen. Diese Überprüfung der Beobachtungen und Einfühlungen mit denen über die vielen Stunden des Supervisionsprozesses können eine weitere Absicherung unserer Diagnose sein. Gelingt es dem Supervisor, seinen Supervisanden durch die Balintgruppe besser zu verstehen, hat er eine neue Möglichkeit, ihm in seiner Weiterarbeit zu begegnen. Dieses neue Verstehen bedeutet erst einmal einen Fortschritt auf seiten des Supervisors. Es mag sein, daß lediglich er der ist, der besser versteht, nicht aber sein Supervisand. Selbst dann wird der Supervisor ein Verhalten des Supervisanden leichter ertragen, wenn er es nicht versteht oder gar glaubt, unter Druck – der, wie wir gesehen haben, mit dem neurotischen Anteil des Supervisanden zusammenhängt –, sich für eine Parteinahme bewegen lassen zu müssen. Da Parteinahme auf seiten des Supervisors meist aus Angst, Schuld oder Scham entsteht, führt sie nur zur Verstärkung der Störungen des Supervisanden. Leicht wäre es, könnte man dem Supervisor empfehlen, jede emotionale, affektive Forderung, die die institutionellen Bedingungen und die Erwartungen des Klienten an seinen Supervisanden stellen, unberücksichtigt zu lassen. Das hätte zur Folge, daß Supervision zur Sozialtechnik werden würde.

Nun zeigt sich aber gerade in der Balintgruppe für Supervisoren, daß deren Supervisanden nicht nur fachliche Probleme mit ihren Klienten zu besprechen haben, sondern auch solche, die aus ihren Lebens- und Arbeits-

realitäten stammen. Solche Anliegen machen auf seiten der Supervisoren, aber auch auf der Seite der Supervisanden Unbehagen. Die Frage nach der aufzeigbaren Grenze in bezug auf das, was Supervision leisten könne, taucht auf. Diese kann nun aber keineswegs leicht gezogen werden. Es gibt Supervisanden, die sich vor sich selbst, ihren Ansprüchen und Forderungen, fürchten. Die sich fürchten, irgendwelche Grenzen zwischen Supervision und Therapie zu überschreiten. Selten gelingt es den Supervisoren, dann eine Vermittlung zwischen Therapie und Lerninteressen herzustellen. Vielmehr fühlen sie sich durch die Ambivalenz ihrer Supervisanden attackiert und neigen zur Überweisung an therapeutisch kompetentere Persönlichkeiten. Hier kann die Balintgruppenarbeit eine wesentliche Hilfe sein, um einen „berufsrollenbezogenen Therapieprozeß“ zu ermöglichen. Da im Alltag der Helfer-Berufe die zwischenmenschlichen Beziehungen das Medium der Arbeit sind, läßt sich nicht ausschließen, daß persönliche, neurotische Strukturen den Arbeitsvollzug mitbestimmen. Von diesen sind die institutionellen zu trennen und deshalb aber nicht wesentlich leichter wahrzunehmen. Dargestellt werden die unterschiedlichsten Problemlagen insofern unterschiedlich, als die individuellen eher in einer aggressiven Stimmung ihren Niederschlag finden. Leidet der Supervisand in der Supervision vornehmlich an seinem persönlichen Anteil, dann läuft der Supervisionsprozeß wahrscheinlich mehr individuumzentriert als in einer Supervision, bei der es besonders um Mitarbeiter oder andere Institutionsprobleme geht. Auf jeden Fall ist die Persönlichkeit der Supervisanden in bezug auf seine „Objekte“ hin zu betrachten. Und somit ist das, was in der Balintgruppe mit Hilfe der Falldarstellung zur Sprache kommt, ein Betrachten und Erkennen von Beziehungen und damit eine Beziehungsdiagnostik. Es geht also in der Balintgruppenarbeit darum, daß wir die zwischenmenschlichen Beziehungen, die wir bei unseren Supervisanden antreffen, unter Vermeidung des sogenannten Mitagierens, d.h. durch spontanes, unbedachtes Handeln, erkennen lernen. Wenn man in der Balintgruppe gelernt hat, die Beziehungen der Supervisanden auf ihre Störungen hin genau zu beobachten und zu diagnostizieren, in einer Gesamtdiagnose zusammenschauen, hat man eine neue Chance, mit den Supervisanden zu arbeiten. Man kann schädliches Mitagieren vermeiden, wird schwieriges Verhalten der Supervisanden besser ertragen, da man es versteht, und bekommt ab und zu eine Gelegenheit, es zu ändern. Die Beobachtungen, die man in der Balintgruppe macht, werden aber nie ohne hypothetische Voraussetzungen über das zu erwartende Beobachtungsgut vollzogen. Die Arbeitshypothesen führen zu Beobachtungen und diese werden durch die Hypothesen verifiziert oder falzifiziert, d.h. über das Beobachtete wird nachgedacht. Stimmen dann Beobachtungen und Hypo-

thesen nicht überein, muß entweder die Hypothese geändert – oder die Beobachtung überprüft werden. Der Wert der Balintgruppenarbeit besteht nicht darin, gesicherte Erkenntnisse zu vermitteln, sondern Denkanstöße zu geben, Mut zum eigenen Versuch zu machen und in der Kritik nach besseren Lösungen zu forschen. In der Supervisionspraxis tauchen ja viele psychisch-individuelle und psycho-soziale, gesellschaftliche Probleme auf, die nie in der Praxis eines Psychotherapeuten landen. Die Balintgruppenarbeit kann somit für die Supervisoren ein Forum sein, in dem sie Mut finden, auf ihre Weise die ihnen geeignete Form und Methode der Beratung zu entwickeln.

Für die Konstituierung eines produktiven Lernklimas ist es wichtig, wie die Balintgruppe geleitet wird. Hier wird noch nicht auf die einzelnen Details der Leitungstechnik eingegangen, aber einige grundlegende Gedanken zur Gruppenleitung werden dargestellt. Das bisher Dargestellte könnte einen Hinweis auf die „Haltung“, mit der eine Balintgruppe geleitet wird, geben. Man könnte die Haltung des Gruppenleiters als eine permissive verstehen. Die Konsequenz wäre eine passive Gruppenleitung, die auf Führung verzichtet. Es würde ein lebhafter Gruppenprozeß entstehen, bei dem viele Emotionen geweckt werden, aber wenig Hilfe zum Verarbeiten dieser Emotionen geboten wird. Die Folgen sind Unruhe, Frustration und Verunsicherung. In der Balintgruppe ist der Gruppenleiter verpflichtet, seinen Beitrag zur Beziehungsdiagnostik zu leisten, d. h. die Gesamtgruppe ist an der Beziehungsanalyse beteiligt. Ein zu aktiver Gruppenleiter erliegt der Gefahr, seine am Beginn vorherrschende Unsicherheit, die gekennzeichnet ist durch das Gefühl, der Aufgabe als Gruppenleiter nicht gewachsen zu sein, dadurch zu überspielen, daß er meint, den vorgetragenen Fall allein lösen zu müssen, um der Gruppe die Arbeit abzunehmen. Das heißt, er unterliegt dem Zwang, die Psychodynamik des Falles alleine durch sein Wissen lösen zu wollen. Gelingt es hingegen dem Gruppenleiter zuzuhören bis der Supervisor seine Darstellung beendet hat, seine Unsicherheit also auszuhalten, wird er der Gruppe den Raum lassen, der nötig ist, um den vorgetragenen Fall diagnostisch erfassen zu können. Wichtig für den Gruppenleiter sollte sein, daß er genau so wenig wie der vortragende Supervisor verpflichtet ist, jedes Problem, jeden Fall und jede offene Frage lösen zu müssen.

Anschrift der Verf.: Gerhard Leuschner, Emsstr. 58, 48145 Münster
Dr. Gerhard Wittenberger, Korbacher Str. 245 D, 34132 Kassel

Anmerkungen

- 1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags im Supervisionskurs 1981/83 der Akademie für Jugendfragen.
- 2 Über Modifikationen auch im ärztlichen Bereich berichtet z. B. der Band 5 aus der Reihe „Patientenbezogene Medizin“, Drees, A. u. a., 1982; vgl. besonders Bastiaans, 1982 und Drees, 1982.
- 3 Diskussionsbeitrag von Frau Melitta Mitscherlich bei der intersektionellen Tagung des DAGG 1979 in München.
- 4 Vgl. Leuschner (1979, S. 65), der sich mit der Lehrsupervisorsrolle beschäftigt und darauf aufmerksam macht, daß die Lehrsupervision „Selbsterfahrung und methodisches Lernen integrieren“ und als einen aneinander „gekoppelt(en)“ Lernprozeß organisieren muß. Anders wie in der Psychoanalytiker-Ausbildung, wo „die kontrollierende Beratung des Ausbildungskandidaten ... getrennt (ist) von der Bearbeitung der Eigenproblematik“ (in Kontroll- und Lehranalyse). Leuschners Schlußfolgerung ist, daß der Lernprozeß in der Lehrsupervision ein „berufsrollenbezogener Therapieprozeß ist“.
- 5 Leuschner war Mitglied dieser Initiativgruppe im DAGG und hat die dort erarbeiteten Kriterien für Balintgruppenleiterausbildung mit einigen Ergänzungen ins Fortbildungsinstitut für Supervision e. V. (FIS) übernommen.
- 6 Es begann mit dem Beitrag von A. Hellwig (1979), der in strenger Anlehnung an Balint und Argelander Teile der persönlichen und institutionellen Realität der Teilnehmer einfach ausgrenzt, indem er Bewerber durch ein Interview auswählte (S. 266). Schien für Balint dieses Verfahren notwendig, um überhaupt zu einer abgesicherten neuen Methode zu kommen, so ist das wohl doch nunmehr eher rigid als angemessen. Solche Auswahlinterviews heute noch anzuwenden scheint deshalb problematisch, weil einmal der Forschungsgesichtspunkt nur bei wenigen Balintgruppenleitern eine Rolle spielt – und damit das Anliegen Balints wegfällt – und, weil da wieder nur eine kleine Zahl Bevorzugte Auserwählte sind. Damit wird das Dilemma der Analyse auf ein völlig anderes Arbeitsfeld übertragen und ähnlich wie einige Freudianer freudistischer sind als Freud, nun Balintanhänger zu „Balintoiden“ werden. Es ist doch gerade für die, die erst einmal über den Weg der „nur“ beruflichen Problematik gehen können, eine Chance, ein „Stück“ Selbsterfahrung machen zu können, ohne dabei den stigmatisierenden Begründungen – die formuliert werden können, ohne daß der Betroffene direkt mit den Ablehnungskriterien konfrontiert wird – hören zu müssen, daß bei ihm Hopfen und Malz verloren sei.
- 7 Vgl. dort besonders S. 112 f. und S. 115. Dort stellt D. Grundsätzlich fest, „daß zwischen dem psychologischen (individuellen) und dem sozio-kulturellen (kollektiven) Verstehen eines gegebenen Phänomens ein echtes Komplementaritätsverhältnis besteht ... (Wonach) es ... logisch unmöglich (ist), gleichzeitig in zwei verschiedenen Bezugsrahmen zu denken ... (was) die außerordentliche Kompliziertheit vieler Probleme erklärt ... (die die) Sozialpsychologie (hat). Dies entspricht dem Bernfeldschen Denkansatz. Dazu Dahmer (1980), S. 680.
- 8 In einem politischen Magazin der ARD wurde 1979 dargestellt, daß vor allem Zahnärzte die finanzielle Absicherung tragen, die für eine in Afrika stationierte Anlage zur Entwicklung einer europäischen Trägerrakete dient. Dieses Projekt geht auf Privatinitiativen zurück und wird von der Bundesregierung nicht finanziell unterstützt.

Literatur

- Argelander, H. (1972): Gruppenprozesse. Wege zur Anwendung der Psychoanalyse in Behandlung, Lehre und Forschung. Reinbek.
- Balint, M. (1957): Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. 5. Aufl. Stuttgart 1980.
- Bastiaans, J. (1982): Der Prozeß zur Verbesserung der Kontakt-Kapazität des Arztes in der Balint-Gruppe. In: Drees, A. u. a. (Hg.): Sprache des Kranken – Sprache des Arztes, S. 39–47.
- Bernfeld, S. (1929/1971): Der soziale Ort und seine Bedeutung für Neurose, Verwahrlosung und Pädagogik. In: von Werder, L., Wolff, R. (Hg.) (1971): Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Bd. 1, Frankfurt.
- Clyne, M. B. (1974): Ausbildung praktischer Ärzte in der Arzt-Patienten-Beziehung. In: Luban-Plozza, B. (Hg.): Praxis der Balintgruppen, a. a. O., S. 59.
- Dahmer, H. (1980) (Hg.): Analytische Sozialpsychologie. Bd. 2, Frankfurt.
- Devereux, G. (1978): Ethnopschoanalyse. Die komplementarische Methode in den Wissenschaften vom Menschen. Frankfurt.
- Drees, A. (1982): Erfahrungsbericht aus einer Balint-Gruppe. In: Drees, A., E. Gebhard und B. Luban-Plozza (Hg.) (1982): Sprache des Kranken – Sprache des Arztes. Patientenbezogene Medizin 5, S. 49–60.
- Eicke, D. (1978a): Vom psychiatrischen Krankenhaus zur sozialtherapeutischen Station. Probleme-Konflikte-Einsichten. Göttingen.
- (1978b): Der berufspolitische Standort der Balintgruppen. (Unveröffentlichtes Manuskript), Kassel.
- Freud, S. (1974): Die Zukunft einer Illusion. Studienausgabe. Bd. 9, Frankfurt.
- Gaertner, A., und G. Wittenberger (1979): Supervision und der institutionelle Diskurs. In: Akademie für Jugendfragen Münster (Hg.): Supervision im Spannungsfeld zwischen Person und Institution. Freiburg.
- Giesecke, M. und K. Rappe-Giesecke (1997): Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung. Frankfurt/M.
- Hellwig, A. (1979): Balintgruppenarbeit mit Lehrern. In: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, Bd. 14, H. 3/4, S. 263–275.
- Heigl, F. S. und A. Triebel (1977): Lernvorgänge in psychoanalytischer Therapie. Die Technik der Bestätigung – eine empirische Untersuchung. Bern/Stuttgart/Wien.
- Heigl-Evers, A. und A. Hering (1970): Die „Spiegelung“ einer Patientengruppe durch eine Therapeuten-Kontrollgruppe. In: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik. H. 4, S. 179–190.
- Knoepfel, H.-K. (1980): Einführung in die Balint-Gruppenarbeit. Patientenbezogene Medizin 3, hrsg. von E. Balint und B. Luban-Plozza. Stuttgart/New York.
- Kutter, P., A. Laimböck und J. K. Roth (1979): Balint-Gruppenarbeit mit Studentenberatern. In: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, Bd. 14, H. 3/4, S. 248–264.
- Leuschner, G. (1979): Gedanken zur Rolle des Lehrsupervisors. In: Akademie für Jugendfragen Münster (Hg.): Supervision im Spannungsfeld zwischen Person und Institution, Freiburg.
- (1983): Übersetzungen – aus der Balintgruppenpraxis eines Supervisors. In: *supervision*. Materialien für berufsbezogene Beratung in sozialen, pädagogischen und therapeutischen Arbeitsfeldern. H. 4, S. 52–70.
- Luban-Plozza, B. (1974): Über die Entwicklung der Balint-Gruppen. In: Luban-Plozza, B. (Hg.): Praxis der Balint-Gruppen. Beziehungsdiagnostik und Therapie, München.
- Loch, W. (1969): Balint-Seminare: Instrumente zur Diagnostik und Therapie pathogener

- zwischenmenschlicher Verhaltensmuster. In: Dräger, K. u. a.: Jahrbuch der Psychoanalyse. Bd. VI, Bern/Stuttgart/Wien. S. 141–156. Wiederabdruck in: Ders. (1995): Theorie und Praxis von Balint-Gruppen. Gesammelte Aufsätze, S. 61–77. Tübingen.
- (1972): Sprechstunden Psychotherapie: Training in Balintgruppen. In: Ders. (1974): Zur Theorie, Technik und Therapie der Psychoanalyse, Frankfurt/M.
- und Luban-Plozza, B. (1980): Einige Hinweise zur Praxis und Problematik der Balintgruppenleitung. In: Knoepfel, H.-K. (Hg.) (1980): Einführung in die Balintgruppenarbeit. Stuttgart/New York.
- Marx, K. (1964): Nationalökonomie und Philosophie. In: Landshut, S. (Hg.): Die Frühschriften, Stuttgart.
- Ohlmeier, D. (1984a): Psychoanalyse und Sozialarbeit. In: Eyferth, Otto, Thiersch (Hg.): Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Darmstadt/Neuwied.
- (1984b): Supervision – Balintarbeit – Therapie. Was sie verbindet, was sie trennt und was – oft – von ihnen erwartet wird. In: Lippenmeier, N. und J. Sondermann (Hg.): Beiträge zur Supervision. Arbeitskonferenz zur Theorie der Supervision WS 83/84. Gesamthochschule Kassel.
- Parin, P. (1978): Warum die Psychoanalytiker so ungern zu brennenden Zeitproblemen Stellung nehmen. In: Ders.: Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychanalytische Studien. Frankfurt/M.
- Rappe-Giesecke, K. (1995): Stichwort: Balintgruppenarbeit. In: *supervision*. Zeitschrift für berufsbezogene Beratung. H. 27, S. 34–36.
- Schmidbauer, W. (1977): Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe. Reinbek.
- Schüle, J. A. (1978): Das Gesellschaftsbild der Freudschen Theorie. Frankfurt/New York.
- Wittenberger, G. (1974): Neutralität oder Parteilichkeit in der Supervision. In: Neue Praxis. H. 4, S. 339–343.
- (1980): Die psychoanalytischen Theorien der Depression, ihre Relevanz für das „Helfer-Syndrom“ psychosozialer Berufe und einige technische Probleme der Supervisionspraxis. Diplom-Arbeit. Gesamthochschule Kassel.
- und I. Zimmer (1988): Introspektion und Gegenübertragung als diagnostische Mittel in der Supervision. In: Kersting, H. J., Krapohl, L., Leuschner, G. (Hg.): Diagnose und Intervention in Supervisionsprozessen. Aachen.

Mario Erdheim

Die Hintergründe drängen sich (un-)heimlich auf.

Zur Dimension der Unbewußtheit in institutionellen Vorgängen*

Zusammenfassung: Am Beispiel von Kirche und Supervision untersucht der Autor zwei Aspekte von Unbewußtheit: einerseits Unbewußtheit als Verdrängung von dem, was man in der Realität nicht aushält, und andererseits Unbewußtheit als Quelle kreativer Prozesse.

Mit Unbewußtheit bezeichne ich einen Zustand, in dem ein Subjekt etwas, das es betrifft, nicht bewußt zur Kenntnis nehmen kann. Dafür kann es verschiedene Gründe geben: neurotische Gründe, die sich aus der jeweiligen Lebensgeschichte ergeben und die das unbewußt werden lassen, was das Subjekt in schwer zu bewältigende innere Konflikte stürzen könnte. Unbewußtheit kann aber auch ein Produkt von institutionellen Vorgängen sein, die zum Beispiel als Tabuisierungen in Erscheinung treten, wonach in der Institution nicht ist, was nicht sein darf. In beiden Fällen ist Unbewußtheit ein Produkt der Verdrängung und erscheint als ein zu vermeidender bzw. zu überwindender Zustand.

Aber so einfach ist das alles nicht, denn das Unbewußte gehört zum Menschen und kann ebensowenig abgeschafft werden wie das Träumen. Unbewußtheit ist sogar eine unvermeidliche und notwendige Qualität sozialen Lebens. Wie Freud am Beispiel des Witzes erläuterte, gehört das Eintauchen ins Unbewußte auch zum kreativen Prozeß. Die Frage ist also, ob Unbewußtheit lediglich der Verdrängung dessen dient, was man in der Realität nicht aushält, oder ob Unbewußtheit auch als Quelle kreativer Prozesse wirken kann.

Ich möchte diese Funktionen der Unbewußtheit im folgenden von drei Seiten her beleuchten: 1. *historisch*, indem ich auf die verschiedenen Bedeutungen von Unbewußtheit in Tradition und Moderne verweise; 2. *strukturell*, indem ich vor allem den Zusammenhang zwischen Kommunikation und Unbewußtheit untersuche, und 3. *psychologisch*, indem ich

* Als Vortrag am 17.2.1997 gehalten bei einer Veranstaltung zum Thema „Kirche und Supervision“ in Mainz.

insbesondere die Rolle der Omnipotenzphantasien in Institutionen und ihre Bedeutung für die Produktion von Unbewußtheit betrachten werde.

1. Tradition und Moderne

„*Supervision und Kirche. Begegnung zweier Institutionen*“ lautet der Titel dieser Tagung. Bereits diese Bezeichnung deutet auf interessante Probleme hin. Handelt es sich hier tatsächlich um die Begegnung zweier gleichwertiger Institutionen, ähnlich jener Begegnung zwischen dem Heiligen Antonius und Paulus, die Grünewald so eindringlich gemalt hat? Betrachten wir also kurz die beiden Institutionen, die einander hier in Mainz begegnen.

Die Supervision besteht in der Regel in der Analyse der Beziehungen zwischen den Mitarbeitern einer Institution im Hinblick auf die Bewältigung der Aufgaben dieser Institution. Sie ist also ein Dienstleistungsangebot von außen. Die Supervision mag zwar selbst auch institutionalisiert sein, indem sie eigene Normen und Standards bestimmt (wie zum Beispiel psychoanalytische oder systemische), sie ist aber dennoch keine Institution, die mit kirchlichen oder staatlichen Institutionen gleichrangig wäre, und zwar deshalb nicht, weil sie über keine institutionalisierte Macht verfügt, auf Grund derer sie ihre Vorschläge durchsetzen kann. Die Supervision kann ihre Vorschläge lediglich anbieten, und die betreffenden Institutionen können diese nutzen oder auch nicht.

Geht man von diesen Überlegungen aus, so kann man sich fragen, wie die Supervision im Titel dieser Tagung in eine so prominente Position, gleichrangig mit derjenigen der Kirche, gelangen konnte. Die Beförderung in diese Position mag den Größenphantasien der Supervision zwar schmeicheln, zugleich könnte es sich aber auch nur um eine höfliche Geste der einladenden Institution, der Kirche, handeln. In beiden Fällen müßte man fragen, weshalb es zu dieser symbolischen Verbeugung kommt. Supervision – „etwas von oben her betrachten“ – ist eine relativ neue Einrichtung, die in einem vielfältigen Zusammenhang mit der Beschleunigung des Kulturwandels steht. Bereits ein oberflächlicher Blick auf die moderne Gesellschaft zeigt, in welchem Maße diese Beschleunigung die sozialen Probleme verschärft. Kaum ist eine Lösung für ein Problem in Sicht, haben sich die Verhältnisse schon wieder so verändert, daß man nach neuen Lösungen suchen muß. Jürgen Habermas hat mit dem treffenden Begriff der „neuen Unübersichtlichkeit“ die Verwirrung bezeichnet, die mit der Beschleunigung des Kulturwandels einhergeht. Supervision stellt den Versuch dar, in dieser Unübersichtlichkeit wenigstens halbwegs die Übersicht zu behalten.

Diese Anstrengung wird um so größer, als die von der Tradition bereitgestellten Kategorien, um sich in der Gegenwart orientieren zu können, durch den Kulturwandel ausgehöhlt worden sind. Traditionen umfassen immer auch Lösungsstrategien, die überliefert werden, weil sie sich bewährt haben. Der beschleunigte Kulturwandel hat jedoch zunehmend neue und andersartige Probleme zur Folge, die mit Hilfe von traditionellen Methoden nicht mehr in Angriff genommen werden können. Für die Kirche, die notwendigerweise traditionsorientiert sein muß, eröffnet sich in dieser Situation ein schwer anzugehendes Dilemma: sie sollte einerseits an ihren Traditionen festhalten und deren Überlieferung absichern, andererseits sollte sie sich aber auch an der Ausarbeitung von Lösungsvorschlägen für die anstürmenden Probleme der Gegenwart beteiligen. Von Traditionen geprägt, sollte sich die Kirche also in einem Feld bewegen, in welchem diese Traditionen nicht mehr unmittelbar greifen können. Und die Kirche muß sich in diesem Feld bewegen, weil sie sonst für die in der Gegenwart lebenden Menschen bedeutungslos würde.

In diesem Dilemma scheint nun die Supervision einen Ausweg anzubieten, indem sie zwischen den Traditionen und den gegenwärtigen Problemen vermitteln soll. An den Traditionen sollte dabei möglichst nicht gerüttelt und den brennenden Problemen dennoch nicht ausgewichen werden. Hiermit wird das Dilemma der Kirche nun zum Dilemma der Supervision, denn diese ist bekanntlich ein Abkömmling des Modernisierungs- und des Rationalisierungsprozesses. Das Ziel der Supervision ist in erster Linie Effizienz, und aus diesem Grund hat sie ein, wenn man so sagen darf, pietätloses Verhältnis zu den Traditionen. Die Supervision prüft die Traditionen hinsichtlich ihrer Effizienz, und diese Effizienz allein, nicht aber die Würde der Traditionen, wird das Kriterium sein, ob ein tradiertes Lösungsangebot beibehalten werden soll oder nicht.

Solche Überlegungen sind zwar grundsätzlich richtig, aber sie stimmen doch nur zum Teil. Wir müssen nämlich mitberücksichtigen – und das ist ebenfalls ein Produkt des beschleunigten Kulturwandels –, daß auch der Modernisierungsprozeß in eine Krise geraten ist. Die Infragestellung autoritärer, aber traditionsgestützter Strukturen, die Rationalität der Entscheidungen, die Idealisierung von Autonomie und Freiheit verstehen sich heute nicht mehr von selbst. Tendenzen werden sichtbar, auf Grund derer Beziehung statt Effizienz oder Geborgenheit statt Leistung als wünschenswert erscheinen. Dieser Wertewandel bringt auch die Supervision in eine Krise: die Kriterien, die sie einst anleiteten, sind heute schwankend geworden.

Einsicht und Glaube lassen sich nicht immer auf einen Nenner bringen. Welche Lösung man auch immer anstreben will, sicher ist lediglich, daß sich sowohl Kirche als auch Supervision in einer Krise befinden. Vielleicht

ist es sogar diese Krise, welche die beiden Institutionen in gewisser Hinsicht ähnlich macht. Unter Umständen erwarten sie voneinander sogar Hilfe, um ihre Krise zu überwinden. Eine Kooperation ist unter solchen Umständen zwar möglich, aber es könnten sich daraus auch massive Enttäuschungen ergeben.

Die Supervision könnte zum Beispiel beginnen, die Werte und Traditionen der Kirche zu idealisieren. Sie müßte sich nun als eine Art Transformator verstehen zwischen der religiösen Haltung und dem praktischen Handeln. Die Gefahr besteht in diesem Fall darin, daß die Supervision machtblind wird und in den Dienst der Indoktrination von fundamentalistischen Positionen geraten kann. Eine andere Konstellation könnte sich ergeben, wenn die Kirche – oder sagen wir vorsichtiger: kirchliche Strömungen – die Supervision idealisieren würden in der Hoffnung, den Anschluß an die Modernisierungsprozesse zu finden. Hier droht die Gefahr, die Dostojewski in seiner Geschichte vom Großinquisitor beschrieben hat. Er stellt dort eine Kirche dar, die ganz und gar unter die Macht der Supervision geraten ist. Alles ist unter Kontrolle, und zwar so gut, daß Jesus nur noch als Störenfried in Erscheinung treten kann.

Wir sehen, welche Gefahren wirksam werden können bei einer Kooperation zwischen einander idealisierenden Instanzen. Aber auch aus einer antagonistischen Position zwischen Kirche und Supervision resultieren charakteristische Probleme. Verleugnet die Supervision ihre eigene Krise, so wird sie diese auf die Kirche zu projizieren versuchen: nicht die supervisorische Tätigkeit und ihre Normen sind dann fragwürdig, sondern lediglich die kirchliche Institution. Die Supervision wird dann sowohl ihre eigene Macht als auch die Krise der Kirche überschätzen und sich in aussichtslosen Machtkämpfen verausgaben. Oder aber es ist die Kirche, die ihre Krise verleugnet, und zwar indem sie die Supervision verdächtigt, daß sie die institutionelle Krankheit schaffe, die sie angeblich heilen wolle. Die Supervision würde in diesem Fall zum Feind deklariert und die Kirche würde hoffen, daß wieder Ruhe in die Institution einkehrt, sobald nur die Supervision abgeschafft ist.

2. Kommunikation und Unbewußtheit

Kommunikation interessiert mich hier vor allem als ein wichtiges Instrument, um innerhalb der Institution Probleme zu lösen. Das Charakteristische der Kommunikation innerhalb der Institution ist der Umstand, daß diese Kommunikation auch eine Art Gemeinschaft herstellen muß. Kommunizieren innerhalb der Institution bedeutet also nicht nur Austausch von Informationen, sondern auch Herstellung von Konsens.

Während ich also in einer Institution darüber spreche, was für mich wichtig und problematisch ist, muß ich gleichzeitig die Voraussetzungen schaffen, um die Probleme, die wir in dieser Institution gemeinsam haben, zu lösen. Diese Art von Kommunikation bedarf immer auch einer gewissen Unbewußtheit.

Während es im ersten Teil vor allem darum ging, daß die Moderne auf die Reflexion und die Bewußtheit setzt, um den Kulturwandel voranzutreiben, geht es jetzt um die Unbewußtheit als Voraussetzung von Kommunikation. Daß uns in der Regel die grammatikalischen Regeln, auf Grund derer wir Sätze produzieren, unbewußt sind, ist bekannt. Aber ich meine nicht diese Unbewußtheit. Wer mit einer anderen Person oder Gruppe kommuniziert, sagt – ohne es zu wissen, das heißt unbewußt – immer mehr, als er sagen möchte. Auch dann, wenn man sich vornimmt, nur über Belanglosigkeiten zu reden, etwa über das Wetter, fließen oft unkontrolliert ganz andere Informationen mit ein. Versucht nun jemand, sich soweit unter Kontrolle zu halten, daß er immer nur das sagt, was er sagen will (und ja nichts mehr), dann wird er nur in abstrakten Formeln reden können. Wir kennen diese Art Sprache zum Beispiel aus bürokratischen und juristischen Verlautbarungen. Wer kommunizieren will, muß aber normalerweise ertragen, daß er mehr mitteilt, als er eigentlich möchte, und einsehen, daß gerade dieses Mehr die Kommunikation im Fluß hält. Der Zuhörer reagiert sowohl auf das bewußt als auch auf das unbewußt Mitgeteilte, und zwar ebenfalls auf den beiden Ebenen: er hört bewußt und unbewußt zu. Der Informationsfluß ist also nicht beherrschbar, und das weckt vielerlei Ängste: Angst vor den unbewußten Mitteilungen des anderen, aber auch Angst, eigene Informationen preiszugeben, die vom Zuhörer ausgenutzt werden könnten. Dieser Informationsfluß ist notwendig, weil er Kreativität ermöglicht, die am Schluß einer Diskussion manchmal überraschende und unerwartete Perspektiven und damit auch andere Lösungsmöglichkeiten sichtbar macht. Eine Aufgabe der Supervision besteht nun darin, diesen mit dem Unbewußten zusammenhängenden Überfluß an Informationen unter den Angehörigen der Institution zu sichern, und das heißt zugleich die Unbewußtheit der Kommunikation zu schützen. Eine paradoxe Situation stellt sich ein: Die Supervision, deren Aufgabe doch die Aufklärung ist, soll nun die Unbewußtheit der Kommunikation schützen. „Schützen“ bedeutet hier in erster Linie, die Ängste, die dieser unbewußte Teil der Kommunikation auslöst, erträglich zu machen, indem sie benannt werden. Man muß sich bewußt werden, daß man sich auch den unbewußten Anteilen der Kommunikation aussetzen muß. Dabei tritt nun oft eine bestimmte Art der Abwehr auf: die Teilnehmer von Supervisionsgesprächen lassen sich zum Beispiel auf Begriffsdiskussionen ein und versuchen ihre

Ängste zu bannen, indem sie es unternehmen, Begriffe genauer zu definieren. Ob diese Definitionen etwas bringen oder nicht, mag sich erweisen, sicher ist jedoch, daß in diesem Augenblick der Kommunikationsprozeß zusammengebrochen ist. Denn Definitionen blockieren den unbewußten Bereich der Kommunikation.

Daß bei einer Blockierung ihres unbewußten Bereichs die Kommunikation zusammenbricht, will jedoch umgekehrt nicht heißen, daß Unbewußtheit eine hinreichende Bedingung sei, um Kommunikation zu ermöglichen. Unbewußtheit im Sinne von „etwas nicht zur Kenntnis nehmen dürfen“ kann die Kommunikation unter Umständen auch zerstören. Eine charakteristische Situation, die zum Zerfall der Kommunikation führt, ist die paranoide Situation. Sie stellt sich dann ein, wenn in einer Institution, welche die unzureichende oder fehlende Erfüllung ihrer Aufgaben verleugnen muß, die Glaubwürdigkeit eines einzelnen oder einer Gruppe infragegestellt wird. Die Kommunikation wird dann in jeder Hinsicht verrückt. Weil sich jeder von Feinden umzingelt fühlt, kann niemand mehr sagen, was er tatsächlich meint. Und niemand kann auf das, was jemand sagt, adäquat reagieren, weil alle annehmen müssen, der andere sage nicht die Wahrheit, sondern stelle lediglich eine „strategische Behauptung“ auf. Auf diese Weise wird die Konfusion immer größer.

Es ist schwierig, in der Supervision Verleugnungen, welche die Voraussetzungen einer paranoiden Situation sind, zu behandeln, und zwar wegen des Zusammenhangs zwischen Verleugnung und Macht. Oft beruht die Macht gewisser Personen auf der Verleugnung grundlegender Probleme der Institution, so daß die Aufdeckung der Verleugnung diese Machtverhältnisse tangieren würde. Verleugnungen aufzudecken bedeutet im Rahmen der Supervision, sie in die Kommunikation einzubeziehen, um deren Verrückungen verständlich zu machen. Dies kann jedoch die Machtstrukturen in der Institution infragestellen. Da die Supervision jedoch keine Macht anstreben sollte – sonst würde sie Teil der Institution und ihrer Machtkämpfe werden – ist es ihr verwehrt, gleichsam das „Machtwort“ zu sprechen, um die alten Strukturen aus den Angeln zu heben.

3. Omnipotenzphantasien, Unbewußtheit und Institution

Wenn von Macht die Rede ist, sind die Allmachtsphantasien nicht fern. Die Phantasie vermag das kleinste Stück Macht in den Schein von Allmacht zu hüllen und institutionelle Konflikte in homerische Schlachten zu verwandeln. Solche Situationen sind in der Regel mit Produktion von Unbewußtheit verbunden. Indem die Institution die Größenphantasien des

Individuums anspricht, verlockt sie es dazu, all das unbewußt zu machen, was den Interessen der Institution widerspricht.

In einem Aufsatz habe ich mich ausführlich mit der Rolle der Omnipotenzphantasien beschäftigt (Erdheim 1995a). Diese gehören, zusammen mit der Sexualität, zu den wichtigsten Motivationsquellen des Menschen. Ähnlich wie die Sexualität haben auch die Größenphantasien ihre Genese und ihre Transformationen.

Melanie Klein hat auf die bereits in der frühen Kindheit auftretenden Gefühle und Phantasien von Omnipotenz verwiesen. Die Allmacht dient dem Kleinkind einerseits als Abwehr, andererseits kann sie aber auch zur Quelle von Angst werden. Verbunden mit „guten Objekten“ vermittelt die Allmacht Schutz und Geborgenheit; verknüpft sie sich jedoch mit den „bösen Objekten“, so löst sie Angst und Verzweiflung aus.

Winnicott brachte die Allmacht mit der Fähigkeit des Säuglings in Zusammenhang, „ein Objekt zu schaffen, sich auszudenken, zu erfinden, zustande zu bringen, hervorzubringen“ (1958: 301). Dazu ist der Säugling aber auf die Mutter angewiesen, die auf seine Omnipotenzgefühle eingeht und sie in einem gewissen Maß auch begreift. Das befriedigende Erlebnis von Omnipotenz wird für den Säugling eine entscheidende Voraussetzung für die Einsetzung eines Realitätsprinzips, das die Welt nicht starr und unveränderlich, sondern als der Kreativität zugänglich erscheinen läßt. „In diesem frühen Stadium“, schrieb Winnicott, „verschafft die fördernde Umwelt dem Säugling das Erlebnis der Omnipotenz; damit meine ich mehr als magische Steuerung; für mich schließt der Ausdruck den kreativen Aspekt der Steuerung mit ein“ (1965: 235). Wesentlich an Winnicotts Ausführungen ist der Blick auf eine veränderbare Welt. Daß die Welt durch Kreativität veränderbar ist, ist nämlich keine selbstverständliche Annahme, und Winnicott macht einsehbar, daß eine Voraussetzung für diese Annahme das positive Erlebnis der Omnipotenz ist.

Wie aber kann das Individuum seine Omnipotenzphantasien retten angesichts einer Realität, die diese Omnipotenz – nicht zuletzt durch das Faktum des Todes – ständig widerlegt? Wenn wir die Entwicklung der Omnipotenz mit derjenigen der Sexualität vergleichen, so entspricht die Funktion der Autoerotik für die Sexualität derjenigen der Phantasie für die Omnipotenz. So wie die sexuelle Lust sich in die kindliche Autoerotik rettet, so flüchten sich die Omnipotenzgefühle in den Bereich der Phantasie und können dort überleben.

Der Funktion der Latenzphase in der zweizeitigen Entwicklung der Sexualität, während der sexuelle Strebungen in zärtliche umgewandelt werden, entspricht die Möglichkeit der Verschiebung der Omnipotenz auf die idealisierten Eltern. So kann sich das Omnipotenzgefühl des Kindes

trotz aller Infragestellungen und Einschränkungen durch die Realität bis in die Adoleszenz grundsätzlich erhalten.

Es sind verschiedene Szenarien des Zusammenwirkens der kindlichen Allmacht mit den Eltern möglich. Es kann zum Beispiel eine allmähliche Übertragung stattfinden: die Omnipotenz des Kindes spricht dabei die Größenphantasien seiner Eltern an, und die idealisierten Eltern, als Erben der kindlichen Allmacht, geben dem Kind das Gefühl der Teilhabe an ihrer eigenen Omnipotenz. Oft vermischen sich diese gemeinsamen Phantasien mit dem Familienmythos, der von der Größe und Einzigartigkeit der jeweiligen Familie kündigt.

Eine andere Form des Zusammenwirkens der kindlichen Omnipotenz mit seinen Eltern kann aber auch ein gewaltsames Brechen der kindlichen Omnipotenz sein, etwa durch Schläge mit der Begründung, man müsse dem Trotz des Kindes entgegenwirken. „Der Wille des Kindes muß gebrochen werden“, heißt es in einer Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens (erschienen 1876–87), „das heißt es muß lernen, nicht sich selbst, sondern einem anderen zu folgen. Daß eine solche Notwendigkeit vorliegt, ist ein Beweis von der angeborenen Verderbnis des menschlichen Wesens. Anders würde es nicht zu einem Brechen des Willens kommen müssen, sondern nur zum Verknüpfen desselben mit dem stärkeren und besseren Willen“ (zit. n. Rutschky 1977: 377). In diesem Fall setzen die Eltern bzw. die Erzieher eine unüberbrückbare Distanz zwischen sich und das Kind. Dieses wird zu überleben versuchen, in dem es seine masochistischen Tendenzen fördert sowie Lust an der Unterwerfung und an der dadurch ermöglichten Teilhabe an der Omnipotenz der Erwachsenen entwickelt.

Schließlich ist auch denkbar, daß die Omnipotenz der Eltern auf Grund ihrer Geschichte, etwa durch Flucht und Emigration, so zerstört worden ist, daß die Eltern die Übertragung der kindlichen Allmacht nicht ertragen und diese auf das Kind zurückwerfen. Es wird dann von den Symbolisierungsfähigkeiten des Kindes abhängen, ob es mit seiner Omnipotenz allein fertig wird oder nicht.

Wir können annehmen, daß diese und ähnliche Szenarien Grundtypen darstellen, die von Kultur zu Kultur und von Klasse zu Klasse variieren und den sozialen Charakter ihrer Angehörigen prägen.

Während der Adoleszenz kommt es zu einer Reorganisation der Omnipotenz. Mit der Verstärkung der narzißtischen Strebungen blühen auch die Größenphantasien auf, und das Individuum muß die Delegationsstruktur neu definieren. Ein Charakteristikum unserer Kultur, die nicht zufälligerweise die Adoleszenzphase zunehmend verlängert, besteht darin, die Omnipotenzphantasien ins Individuum zurückzuverlagern, um sie in den

Dienst der Kulturentwicklung und ihrer Beschleunigung stellen zu können. Die Adoleszenzphase muß verlängert werden, damit die Größenphantasien mit der Ich-Entwicklung gekoppelt werden können, und dafür gibt es nur eine Möglichkeit: die Arbeit. Der Arbeitsprozeß ermöglicht eine – oft mit Schmerzen verbundene – Annäherung zwischen Wunsch und Realität.

Die traditionellen Kulturen bevorzugten im Umgang mit den Größenphantasien eine andere Lösung. Die Omnipotenzphantasien wurden von den Eltern und anderen Bezugspersonen auf die erweiterte Familie, den Clan und den Stamm übertragen (vgl. Erdheim 1995b). Im Heiligtum, das der Stamm hütete, mußte das Subjekt seine Omnipotenz deponieren und es konnte von diesem Heiligtum nur Hilfe erwarten, indem es sich als Angehöriger des Stammes auswies. Die Initiationsfeiern, welche die Pubertät strukturierten, waren die Zeremonien, dank derer diese Delegation der Größenphantasien auf den Stamm und seine Institutionen möglich wurde.

Ich führe diese Überlegungen nicht aus exotischem Interesse an, sondern weil sie uns auch die psychische Problematik im Verhältnis zwischen Individuum und moderner Institution verständlich machen können. In vielerlei Hinsicht haben nämlich die Institutionen von heute das Erbe der Stämme von einst angetreten. So wie das Individuum einst seine Größen- und Allmachtsphantasien an den Stamm delegierte, so tut es heute dasselbe in bezug auf die Institutionen. Je mehr Prestige einer Institution anhaftet, je schwieriger sich der Zugang zu ihr gestaltet, desto stärker spricht sie die Omnipotenzphantasien an. Der Glanz der Institutionen und die Einpassung in deren Hierarchie vertiefen die Identifikation mit der Institution, die dann leicht zu dem Gerüst wird, auf Grund dessen das Ich des in ihr tätigen Individuums überhaupt funktionieren kann. Der Schweizer Historiker Jakob Burckhardt sagte einmal: „Größe ist das, was wir nicht sind.“ In Anlehnung an diesen Satz könnte man von der Institution sagen, daß sie zunehmend über die Größe und Bedeutung verfügt, welche sie den in ihr tätigen Individuen entzogen hat. Auf diese Weise kann die Institution auch im psychischen Bereich eine geradezu existentielle Bedeutung für das Individuum bekommen; die Vorstellung, es bahne sich ein Konflikt an, der womöglich zu seiner Trennung von der Institution führen könnte, wird vom Individuum oft nicht nur ökonomisch, sondern auch psychisch als Katastrophe erlebt.

Institutionen funktionieren in der Regel auf Grund von Disziplin, das heißt einer Struktur von Befehl und Gehorsam. Die Größenphantasien sind in dieser Struktur aufgehoben, einerseits in der Machtposition des Befehlenden, andererseits aber auch beim Gehorchenden, dessen Gehorsam durch die Bedeutung und Größe der Institution legitimiert wird. Ich vermute, daß es diese an eine Institution gebundenen Größenphantasien

sind, die das Individuum blind das ausführen lassen können, was von ihm gefordert wird.

Kommunikation, bei der es um Einsichten und nicht um Disziplin geht, setzt den Größenphantasien immer auch Grenzen. Macht beansprucht zu sprechen, zuzuhören ist eher mit Ohnmacht verbunden. Darüber hinaus stellt das Unberechenbare der Kommunikation, bei der man nicht weiß, wohin sie führen wird, die Omnipotenz, die alles unter Kontrolle halten möchte, auf eine harte Probe, und oft ist es die Kommunikation, welche an den Omnipotenzphantasien zerbricht. Beschränkt sich die Supervision auf das „Von-oben-her-betrachten“, dann können sich beim Supervisor natürlich sehr schnell die Größen- und Allmachtsphantasien ausbreiten. Die Folge davon ist, daß er es vorziehen wird, selber zu sprechen, statt den anderen zuzuhören.

Anschrift des Verf.: Dr. Mario Erdheim, Toblerstr. 60, CH-8044 Zürich

Literatur

- Erdheim, M. (1995a): Zum kultur- und geschlechtsspezifischen Umgang mit Omnipotenzphantasien. In: Heinemann, E. u. Krauss, G. (Hg.): *Geschlecht und Kultur*. Institut für soziale und kulturelle Arbeit, Nürnberg: 190–207.
- Erdheim, M. (1995b): Die Symbolisierungsfähigkeit und der Antagonismus zwischen Familie und Kultur. In: Schneider, G. u. Seidler, H. (Hg.): *Internalisierung und Struktur-bildung*. Westdeutscher Verlag, Opladen: 116–132.
- Rutschky, K. (Hg.) (1977): *Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung*. Frankfurt a. M.
- Winnicott, D. W. (1958): *Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse*, Frankfurt a. M. 1985.
- Winnicott, D. W. (1965): *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*, München 1974.

INTERVIEW

Interview zu Michael Balint mit Frau Dr. Margarete Mitscherlich-Nielsen

*Gesprächspartnerinnen für FoRuM Supervision:
Inge Kähling und Inge Zimmer*

Forum Supervision: Im Namen von Forum Supervision gratulieren wir Ihnen nachträglich zu Ihrem Geburtstag. Es ist schon eine ganze Weile her, aber trotzdem unsere herzlichen Glückwünsche für die nächste Zeit.

Margarete Mitscherlich-Nielsen: Vielen Dank.

FS: Wir haben uns sehr gefreut, daß Ihnen anlässlich dieses Ereignisses in der Presse und mit einem „Geburtstagsheft“ der PSYCHE so viele Ehrungen zuteil wurden – zu Ihrer Person, Ihrer Arbeit und zu Ihrer Haltung, zu Ihrer unerschrockenen Haltung, mit der Sie so viele wichtige Themen und Probleme.....

M.M.: Ich danke Ihnen, auch wenn solche Ehrungen verständlicherweise manchmal ein bißchen peinlich sind.

FS: Trotzdem ist es uns wichtig, auch hier noch einmal – ähnlich wie im Editorial der PSYCHE – Ihre unerschrockene Haltung anzusprechen, mit der Sie immer für Ihr Verständnis für Psychoanalyse, für eine Aufarbeitung der nationalsozialistischen Zeit, für die Rechte der Frauen, für Emanzipation in einem umfassenden Sinn gekämpft haben. Sie haben sich immer wieder in neue Diskussionen eingelassen, von denen viele nicht angenehm waren und in heftigen Streit ausgeartet sind. Viele Menschen haben Sie darum sehr geachtet, aber viele haben Ihnen auch Ablehnung entgegengebracht. Sie sind unerschrocken geblieben, und wir möchten Sie gerne fragen, wie das möglich war, daß Sie Ihre oft von den gegenwärtigen Machtstrukturen und Normen abweichenden Meinungen durchsetzen konnten.

M.M.: Ich würde bezweifeln, daß ich sie durchgesetzt habe.

FS: Aber vertreten haben Sie sie!

M.M.: Ich glaube, daß wir doch in einer sehr schwierigen Zeit leben, aber das ist hier nicht das Thema heute. Ich denke, daß jeder, der mit Psychoanalyse zu tun hat – und Sie haben ja auch selber beide genug mit diesem Fach im Sinne – sein Geld aus dem Fenster wirft, wenn er nicht versucht, das zu sagen, was er wirklich denkt. Daß man auch Falsches denkt und daß dann der andere kommt und sagt, „aber hören Sie mal, das haben Sie in mich hineinprojiziert“, ist völlig klar. Es geht um das Bemühen, seine

eigene Wahrheit zu sehen, und ich denke, wenn man die äußere Realität einigermaßen klar sehen will, muß man auch sehen, mit welchen Gefühlen man an diese äußere Realität herantritt, um dann zu verstehen, wie weit man durch die eigenen Gefühle und deren Projektion oder Verleugnung die innere wie die äußere Realität verdrehen kann. Das ist ja auch der Sinn der Psychoanalyse, ein Stück mehr Erkenntnis seiner bewußten und unbewußten Motive, seiner Gefühlswelt zu gewinnen, sonst hat es wenig Sinn, sich mit der Psychoanalyse zu beschäftigen.

FS: Insofern ist das auch für uns etwas Wichtiges, weil Sie damit eine Haltung beschreiben, die für Supervisoren und Supervisorinnen auch eine wünschenswerte ist, aber auch eine schwierige und insofern finden wir es schon angemessen, noch einmal zu sagen, daß Sie als Repräsentantin für eine Haltung, die nicht so leicht zu leben ist, ein Modell sind für viele – auch in unserem beruflichen Metier.

M.M.: Wenn man diesen Beruf ergreift, um – sagen wir – irgendetwas zu vertreten, was einem von außen herangetragen wird, was man aber nach näherem Durchdenken nicht für wahr hält, was, wenn man so will, auch den eigenen Gefühlen nicht entspricht, dann sollte man – glaube ich – lieber den Beruf lassen, dann macht es ja auch keinen Spaß, wenn man nicht ein Stück mehr „erkenne dich selbst“ betreibt.

FS: Insofern hat es zwei Hintergründe, daß wir uns freuen, heute mit Ihnen sprechen zu können. Einmal den, daß Sie eine Repräsentantin einer Richtung der Psychoanalyse sind, die wir für ganz bedeutsam halten und Sie als solche ein wichtiges Modell sind, und weil Sie Michael Balint persönlich kannten und mit ihm gearbeitet haben.

M.M.: Ich habe bei ihm Analyse gemacht, an einigen Gruppen mit Frauen – also mit Ärztinnen – teilgenommen und auch bei ihm Supervision gemacht das ungarische Modell. In Wien gingen psychoanalytische AusbildungskandidatInnen zu einem anderen Analytiker, um, wie es damals hieß, Kontrolle zu machen, wenn sie selber im Rahmen der eigenen Ausbildung Patienten behandelten. Ferenczi in Budapest – und Balint kam aus Budapest – hat sowohl Analyse als auch Supervision gemacht mit seinen LehranalysandInnen, auch ihre Fälle mit ihnen kontrolliert. Ähnlich war es auch bei mir, ich habe im Liegen meine Patienten mit Balint besprochen.

FS: Wir haben aus einer Zeitung ein Bild von Michael Balint mitgebracht. Wir haben gedacht, das ist auch eine gute Erinnerung.

M.M.: Ja, das ist ein sehr gutes, typisches Bild, finde ich.

FS: Er muß doch ein temperamentvoller Mann gewesen sein.

M.M.: Ich denke schon. Da er die Schule Ferenczis vertrat, hat er es nicht immer leicht gehabt. Auch Melanie Klein kam aus Ungarn, aber dennoch

hat sie sich öfters kritisch über ihn geäußert, vor allem über seine „Balintgruppen“. Das war für sie eine „verwässerte“, eine „verwilderte“ Psychoanalyse.

FS: Diese Ärztgruppen, ja? Und dafür wurde er so angegriffen?

M.M.: Oh ja, das schien vielen sehr zweifelhaft zu sein. Je mehr Bedeutung den prägenitalen Stadien beigemessen wurde – und sie hatten in Theorie und Praxis etwa von Melanie Klein einen hohen Stellenwert – um so wichtiger wurde die frühe Mutter-Kind-Beziehung und um so länger dauerten Analysen. Auf diesem Hintergrund waren dann solche Gruppenangebote eher unakzeptabel. Ja, er wurde von manchen seiner KollegInnen sehr angegriffen!

FS: Das muß ja überhaupt eine sehr lebendige Zeit gewesen sein, diese Zeit in England. Viele Schulen trafen aufeinander und unterschiedliche Meinungen, das muß doch auch für Sie interessant gewesen sein, nachdem Sie aus Deutschland kamen, wo eigentlich immer nur eine Meinung vertreten wurde.

M.M.: Sowohl Balint wie Melanie Klein, auch Anna Freud (zeitweilig), haben am Berliner Institut gelehrt, dem ersten psychoanalytischen Ausbildungsinstitut überhaupt, dessen Gründer der von allen anerkannte Psychoanalytiker Abraham war.

Sie haben mich aber etwas gefragt, jetzt habe ich die Frage nicht mehr genau im Kopf?

FS: Wir fragten, ob es nicht auch eine interessante Zeit war, damals.

M.M.: Ja, aber es war auch eine schmerzliche Zeit, eine sehr schwierige Zeit: Der Tod Freuds, das Ende der Nazizeit, während der sich die „arischen“ Analytiker am Berliner Institut, ob manche es wollten oder nicht, auch damit einverstanden erklärten, daß die jüdischen Analytiker nicht mehr im Vorstand saßen und später dann überhaupt nicht mehr im – „Görring-Institut“ genannten – Institut tätig sein durften; dort kam dann dieses „Amalgam“ der verschiedenen psychotherapeutischen Schulen – wie das damals hieß – zustande.

Ich denke, diese zwölf NS-Jahre, was die kaputt gemacht haben, ist nicht zu fassen. Ich meine, die deutschsprachige Kultur in Europa ist nicht einfach beiseite zu schieben, sie ist eine reiche Kultur. Irgendwie hat die Jugend heute wenig Interesse an ihr. Das sogenannte Bildungsbürgertum im besten Sinne gibt es kaum noch.

FS: Vermutlich ist es ja auch gerade ein Grund gewesen, warum Sie – ich glaube 1954 –, nach London gegangen sind?

M.M.: Ja.

FS: Weil hier in Deutschland die Folgen des Nationalsozialismus auch in der Psychoanalyse wahrscheinlich nach wie vor spürbar waren.

M.M.: Ja, selbstverständlich. Ich glaube, wenn man sich so korrumpiert hat, wie das in der Nazizeit der Fall war, haben sich später Analytiker fast zwanghaft verteidigen müssen. Wieso konnte man erlauben, daß Kollegen, von denen man sehr wohl wußte, daß sie auch Rivalen waren, die man vielleicht als überlegen erlebte, möglicherweise der oder die eigene LehranalytikerIn war, das Institut verlassen mußten. Je mehr man sich glaubte anpassen zu müssen, desto mehr mußte man sich offenbar nach dem Krieg unentwegt verteidigen.

FS: Insofern war wahrscheinlich in London schon eine andere Situation.

M.M.: Natürlich.

FS: Es war doch sicher auch schwer, wieder einen Anfang zu finden.

M.M.: Es war kein Anfang, Jones war ja da und andere bekannte englische Analytiker. Jones hat sich dafür eingesetzt, daß Melanie Klein 1930 oder früher von Berlin nach London übersiedelte. Die englische Psychoanalyse hatte auch vorher schon sehr differenzierte Vertreter. Also, man kann von neuem Anfang nicht reden. Aber für die deutschen Emigranten war es in England schwierig, Fuß zu fassen. Auch wenn sie Juden waren, waren sie während des Krieges „enemy aliens“. Sie waren Deutsche. Aber der psychoanalytische wissenschaftliche Austausch war sehr lebendig, wenn auch nicht immer einfach. Sie mußten sich zumindest weniger gegen innere Schuldgefühle verteidigen, als sich gegen äußere Widrigkeiten durchsetzen. Obwohl geistig sehr kreativ, gab es genügend kontroverse „Weltanschauungen“. Die Wiener, die Freudianer, die Engländer, von denen sich viele als Kleinianer fühlten, keine einfache, gewiß keine konfliktfreie Atmosphäre.

FS: Wir würden Sie gerne fragen, wie Sie Michael Balint kennengelernt haben, ob Sie sich daran noch erinnern?

M.M.: Ja, hab ich ihn überhaupt kennengelernt? Vor meiner Analyse, meine ich? Ich hatte ihn schon mehrfach auf Kongressen gesehen. Er war ein sehr offener, kontaktbereiter Mensch. Ich weiß, daß Alexander Mitscherlich auf dem ersten Züricher Kongreß nach Kriegsende von dieser spontanen Art Balints berichtete. Balint kam auf ihn zu. Wenn er jemanden sympathisch fand und sich gut mit ihm unterhalten konnte, dann hatte er keine Probleme, ob der nun Deutscher war oder nicht.

FS: Sie haben ihn dann in London erst näher kennengelernt?

M.M.: Ich hatte ihn schon auf mehreren Kongressen gesehen, ich war auch auf dem Londoner Kongreß 1953 und hatte ihn dort erlebt. Bally war auch sehr angetan von der spontanen und selbständig denkenden Art von Balint. Alexander und Bally haben dann vermittelt, so daß Balint mich ohne größere Schwierigkeiten zur Analyse angenommen hat.

FS: Als Lehranalytikerin?

M.M.: Nein. Ich hatte ja in Deutschland schon Analyse gemacht. In London war ich nicht als Ausbildungskandidatin, ich war zur Weiterbildung da, wenn man so will. Denn sonst hätte ich mindestens vier Jahre bleiben müssen, was mir nicht möglich war. Das erwies sich in gewisser Hinsicht als Vorteil: ich konnte nach Rücksprache mit den jeweiligen Lehrenden in die Seminare von Melanie Klein gehen, ich konnte bei Anna Freud an Veranstaltungen teilnehmen etc. Wenn ich in London Ausbildungskandidatin gewesen wäre, hätte ich mich für die A-, B- oder Middle-Group entscheiden müssen. A war Melanie Klein, B waren die Freudianer und Middle-Group war Balint, Winnicott u. a.

FS: Sie haben die Analyse und die Seminare aus eigenem Fortbildungsinteresse gemacht?

M.M.: So ist es. Ich war nicht befriedigt von dem, was ich bisher gelernt hatte.

FS: Und Balint hat doch gerade in diesen Jahren angefangen?

M.M.: Was heißt angefangen, er hat, glaube ich, schon in Budapest damit begonnen, Fallbesprechungsseminare für Ärzte durchzuführen.

FS.: Das stimmt, ja. Ich meine die Arztgruppen in London.

M.M.: Er kam 1939 oder 1938 und er ist keineswegs direkt nach London gekommen. Jones mußte für viele Emigranten eine Möglichkeit finden, damit sie die Erlaubnis erhielten, sich in England niederzulassen. Balint hat in Manchester zu arbeiten angefangen. Jones hatte es nicht leicht, denn die Engländer hatten Schwierigkeiten damit, so vielen Ärzten die Niederlassung zu erlauben. Für die meisten Analytiker war London der bevorzugte Ort.

FS: Und dann aber in den fünfziger Jahren hat er doch in der Tavistock-Klinik ...

M.M.: Seine Zeiten als Mitarbeiter an der Tavistock-Klinik weiß ich nicht ganz genau. Dort bin ich auch viel gewesen, nur m. E. hat es die Tavistock-Klinik schon in den dreißiger Jahren gegeben. Sie war natürlich mit ihrem weitgespannten psychotherapeutischen Interesse für die „reine Psychoanalyse“ auch nicht so ganz das Richtige und ganz Wahre, aber es haben immer mehr Psychoanalytiker auch an deren Veranstaltungen als Lehrende sowie an Einzel- oder Gruppentherapien teilgenommen.

FS: Wir hatten gelesen, daß er etwa von 1950 bis 1956 an der Tavistock-Klinik Ärztgruppen geleitet hat.

M.M.: Das hat er mit Sicherheit, ich glaube allerdings, daß er schon früher damit begonnen hatte. In Budapest hatte er ja mit seiner ersten Frau Alice Balint zusammengearbeitet.

FS: Haben Sie sie noch kennengelernt?

M.M.: Nein, sie starb 1939 in Manchester, soviel ich weiß.

FS: Und Sie haben dann Balint in der Arbeit mit seinen Ärztgruppen erlebt und mit ihm zusammengearbeitet?

M.M.: Ja, ja, er war sehr offen dafür, und ich habe in einer Gruppe von Ärztinnen mitgearbeitet, die er leitete. Ich glaube, alle waren Gynäkologinnen. Er unterschied sehr klar zwischen Selbsterfahrungsgruppen und eben Supervision, Fallbesprechungsgruppen für Ärzte. Ihm war auch die „flash-Therapie“, die er den praktischen Ärzten beibrachte, wo es um „four minutes for the patient“ ging, wichtig. Alexander Mitscherlichs Sekretärin, eine sehr genaue und angenehme Person, hat in ihrer Übersetzung aus dem Englischen daraus 5 Minuten gemacht. Da waren beide Balints etwas irritiert, denn sie wollten gerade mit den ungewöhnlichen „four-minutes“ darauf aufmerksam machen, daß es nicht um die Minuten ging, sondern darum, in einem flash, in einem erhellenden Augenblick, den Patienten zu erreichen, so daß es diesem bewußt wurde, daß er oder sie verstanden worden war. So kleine Sachen, daß man wirklich zugehört und emotional verstanden hat.

FS: Also, wir haben mal gehört, daß der Michael Balint ganz große Fähigkeiten gehabt hätte, zuzuhören. Und daß es ihm möglich gewesen sei, aus einer ganz kleinen Sequenz, die ein Teilnehmer gebracht hat, ganz viel herauszuhören und herauszuarbeiten. Haben Sie das auch so aufgenommen?

M.M.: Wissen Sie, ich denke, das konnte nicht nur Balint, das ist ja eigentlich unser Job. Natürlich war Balint ein besonders begabter und einfallreicher Analytiker.

FS: Sie meinen, das können alle guten Analytiker?

M.M.: Ja. Ich habe auch Winnicott gehört, ich war bei Bion, bei Turquet, es gab sehr viele differenzierte Leute, aber zum Teil waren die Gruppen, die sie leiteten, dann auch Selbsterfahrungsgruppen.

FS: Ferenczi hat für Ärzte die Notwendigkeit beschrieben, eine Haltung zu entwickeln, die eigentlich nur über eine eigene Psychoanalyse zu entwickeln sei. Ärzte haben aber meistens keine eigene Analyse. Man kann ja vielleicht die Entwicklung der Fallbesprechungsseminare von Balint als ein Angebot verstehen, einen entsprechenden „change of personality“ zu ermöglichen und die Wahrnehmungsfähigkeit und ein Verständnis für eigene Gefühlsreaktionen zu entwickeln.

M.M.: Ganz klar, zu erweitern, sagen wir mal. Also, das war dann sehr schwierig, weil viele Ärzte kamen, die auch gar keine Begabung dafür hatten. Man muß ja auch eine gewisse Offenheit dafür haben. Aber selbstverständlich, das war natürlich auch genau die Aufgabe, zu verstehen und genau hinzuhören auf den Tonfall, die Stimmung etc. Es gibt ja so viele Nuancen, es ist ja nicht nur, daß man Worte hört, es kommt darauf an, wann die Worte und wie die Worte und mit welcher Betonung sie zu

welchen Menschen gesprochen werden, was auch Ihnen in Ihrer Arbeit bestens bekannt ist.

FS:und auch eine Aufmerksamkeit für die eigenen Gefühle und Reaktionen zu erlangen.

M.M.: Aber ganz genau, diese Fähigkeit, mit einer „Persona“, um einen eher Jungschen Terminus zu gebrauchen, dem Patienten gegenüberzutreten. Das zu sehen und zu durchschauen und nicht nur der weiße Kittel zu sein, der ewig glaubt, er müsse diese Haltung aufrechterhalten. Obwohl es natürlich auch schwierig ist, den Patienten wirklich zu verstehen, eigentlich auf die gleiche Stufe mit dem Patienten zu gehen und gleichzeitig muß man ja auch, ob man will oder nicht, ihm dies oder jenes verordnen, müssen sie eine gewisse autoritative, wenn man so will, also zumindest die Haltung eines Elternteils einnehmen. Es war nicht immer leicht, dieses Schwanken zwischen zwei Rollen. Die Patienten kommen oft wie Kinder, als hilfsbedürftige Schwache, und ihnen zu zeigen, wo sie sich selber nicht zerstören sollten und wo sie nun leider aufgrund einer ganz bestimmten sachlich orientierten Medizin und darauf basierenden Diagnosen auch bestimmte Ratschläge oder Medikamente annehmen sollen.

FS: Und ich glaube, etwas ganz Wesentliches war, einen Zugang dazu zu bekommen, daß auch eigene gefühlsmäßige Reaktionen etwas mit den Patienten zu tun hatten.

M.M.: Aber ganz genau. Nur was er ablehnte, weil er meinte, das gäbe ein einziges Durcheinander, waren Übertragungsdeutungen der Gruppe. Er wollte auf gar keinen Fall, daß seine Ärztgruppen zu Selbsterfahrungsgruppen wurden.

FS: Das haben wir gelesen, auch daß es diesbezüglich Kontroversen in der Tavistock-Klinik gab. Turquet z. B. hat einen ganz anderen Ansatz vertreten.

M.M.: Turquet war ja lange, noch in der Zeit als ich da war, in Analyse bei Balint. Und die beiden hatten dann ihre Auseinandersetzungen und Rivalitäten, vorher und nachher, nehme ich an.

FS: Das finde ich sehr interessant. D.h. es war alles sehr verwoben damals?

M.M.: Vielleicht, sicherlich nicht mehr als anderswo.

FS: Privatleben und Arbeit und Eigenanalyse, spannend. Ich habe gelesen, daß Balint einmal gesagt habe, wer einen Ungarn zum Freund habe, brauche keine Feinde. Hieß das, daß er auch ein sehr impulsiv aggressiver Mensch war, der auch in der Arbeit gut mit seinen aggressiven Seiten gelebt hat, oder?

M.M.: Was heißt aggressiv? Er wurde oft als aggressiv erlebt. Er war sehr deutlich, also er war keiner, der harmoniesüchtig war. Er hat einem sehr

genau gesagt, was man da eigentlich gemacht hat und wieso man das eigentlich gemacht hat usw. Und wenn man einen falschen Ton hatte oder sich selbst gegenüber unaufrichtig war, das hat er sehr schnell kapiert. Das hat er sehr deutlich und klar kundgetan. Auch in der Gruppe war Geschwätz verpönt, es ging nicht sehr milde zu, wenn man so will. Aber es ging auch nicht im scharfen nur intellektuellen Sinn zu, er war ja sehr lebhaft und emotional, aber gleichzeitig war Balint natürlich auch wenig bereit „to suffer fools“, Narren zu ertragen. Er hätte nie Lust gehabt, glaube ich, eine Mördergrube aus seinem Herzen zu machen.

FS: Er hat doch auch in Deutschland gearbeitet?

M.M.: In Berlin, ja, am Berliner Institut.

FS: Hat er nicht auch mit Ihrem verstorbenen Mann zusammengearbeitet?

M.M.: Ach später, meinen Sie? Später, ja, er ist oft nach Heidelberg gekommen. Auch noch in den fünfziger Jahren war er in Heidelberg. Hat Vorträge gehalten, auch 1956 zur Hundertjahr-Feier von Freuds Geburtstag. Da gab es sowohl in Frankfurt viele wichtige Vorträge als auch in Heidelberg.

FS: Wir haben gelesen, daß Ihr Mann, also Alexander Mitscherlich, und Herr Loch gemeinsam – ich glaube 1960 – hier auch in Deutschland erste Balint-Gruppen für Ärzte durchgeführt haben?

M.M.: Ja, Loch, Lorenzer, viele waren dabei. Dr. Uhl und seine Frau, deren Kollegen und Kolleginnen luden in den Taunus ein, wo auch Balint öfter dabei war. Nicht regelmäßig, aber er kam immer nach Frankfurt, hielt Vorträge und nahm an den Ärztegruppen teil.

FS: Und Sie haben gemeinsam mit Ihrem Mann nie solche Gruppen durchgeführt?

M.M.: Nein, um Gottes willen. Es war für manche meiner AusbildungskandidatInnen schon schlimm genug, daß wir als Ehepaar am selben Institut arbeiteten. Daß das nicht mehr Konflikte und Probleme geschaffen hat, das wundert mich heute noch. In Heidelberg war das merkwürdigerweise viel weniger konfliktrichtig. Da hatten wir genügend äußere Feinde, die davon zu überzeugen waren, daß man mit Psychoanalyse und Psychosomatik etwas machen konnte und kein Scharlatan war. Aber es ist relativ gut gegangen, daß wir in einem Institut zusammen arbeiteten. Da hab' ich sehr viel Ausbildung gemacht, aber ich wollte nicht auch noch an seinen Balintgruppen teilnehmen. Michael Balint hat übrigens viele Gruppen gemeinsam mit seiner Frau Enid geleitet.

FS: Balint wurde ja – neben den Gruppen, die nach ihm benannt sind –, auch für sein Konzept der primären Bezogenheit anstelle des primären Narzißmus und für seine diagnostische Nutzung der Gegenübertragung bekannt.

M.M.: Gegenübertragung war ja dann die große Mode. Über Gegenübertragung hat Freud schon geschrieben, über Übertragung hat er sehr viel geschrieben, in den zwanziger und dreißiger Jahren – wenn ich mich richtig erinnere, noch vorher. Aber er hat die Gegenübertragung für sehr analysebedürftig gehalten, für etwas, was den Arzt dazu bringt, die Übertragung des Patienten nicht zu verstehen, weil er zu viele eigene Gefühle hineinbringt.

FS: Da hat Balint eigentlich ein neues Verständnis entwickelt?

M.M.: Ich will nicht einmal sagen, daß es nur Balint war, es lag in der Luft. Es lag auch in der Luft, daß man von Geburt an eine Beziehung zur Mutter hat. Die primäre Liebe, das war Michael und Alice Balints Konzept. Also, daß primäre Liebe besteht und nicht primärer Haß – wenn man so will – und daß von vornherein eine Beziehung zwischen Mutter und Kind besteht und nicht der primäre Narzißmus, der Freuds Idee war und nach wie vor auch die Überzeugung vieler ist, daß der Haß älter ist als die Liebe und daß das Neugeborene noch gar keine Fähigkeiten hat, Beziehungen zur Außenwelt aufzunehmen. Primäre Objektbeziehung ist natürlich nicht im differenzierten Sinne als Möglichkeit zu verstehen, daß der Säugling weiß, was der andere will, oder ihn genauer wahrzunehmen vermag, aber daß er dennoch reagiert auf die Gefühle, die ihm entgegenkommen. Da würde ich mit Balint übereinstimmen. Darüber hat er viel geschrieben, schon in den dreißiger Jahren. Daß man, und in welcher Form die Gegenübertragung nutzt, das denke ich, hat in differenzierter Form erst Paula Heimann mit ihrer Arbeit gebracht.

FS: Ist das die Arbeit, die Sie übersetzt haben?

M.M.: Ja, ich habe Sie dann für die PSYCHE übersetzt. Paula war mit dem einen oder anderen Teil nicht ganz zufrieden. Dann hat sie zu mir gesagt: „Margarete, das ist eine gute Idee, aber das ist nicht meine Idee!“ Das werde ich nie vergessen. Aber sie hat in dieser Arbeit auch wirklich dargestellt, daß man die Gegenübertragung nutzen kann, um den Patienten zu verstehen, daß es aber – und das hat sie später immer wieder betont – gefährlich ist, zu glauben, das so einfach zu können, nämlich, zu meinen, daß die eigenen Gefühle auch unmittelbar die Gefühle des Patienten oder der Gruppe darstellen, vor allem der Gruppe, die ja aus vielfältigen Elementen besteht, daß das sehr gefährlich werden kann. Oft ist dieser Umgang mit der Gegenübertragung eine Mode geworden, zumindest in Europa. Ich weiß nicht, ob es in England so durchgehend praktiziert wird wie es hier manchmal der Fall gewesen ist, daß der Gruppenleiter Gefühle, die die Gruppe in ihm erweckte, als Gruppgefühl deutet. Man hat so eine gewisse Neigung zum autoritären Stil hier, zum Absoluten, und daß das gefährlich ist, an den wirklichen Gefühlen der Gruppenmitglieder vorbei

gehen kann, versteht jeder. Dann hört man nicht weiter zu und dann kann man nicht weiterforschen, was davon vielleicht stimmt, was aber auch nicht stimmt.

FS: Man kann Gegenübertragungsgefühle auch mißbrauchen, sagen Sie damit?

M.M.: Das kann man wohl sagen. Man sagt, da ich so fühle, mußt du auch so fühlen, aus, zu Ende.

FS: Man setzt sie als Machtinstrument ein.

M.M.: Nein, es ist vielleicht nicht einmal bewußt Machtinstrument, es ist Ideologie, wissen Sie. Diese Ideologie ist hier relativ weit verbreitet. Und so ist es und fertig, und wenn du das nicht glauben willst, dann ist es eben dein unbewußter Widerstand usw., usf. Ich denke, man muß immer weiter nachdenken, und da war Balint nie jemand, der die endgültige Wahrheit gefunden hatte und sagte: „Wenn das mein Gefühl ist, dann ist es auch dein Gefühl.“ Nein, er hat dann immer wieder neu zugehört.

FS: Er hat eine fragende Haltung behalten?

M.M.: Ja, dazu war er viel zu offen, dazu war er viel zu selbstkritisch, wenn Sie so wollen, auch viel zu intelligent, denke ich.

FS: Und Sie haben gesagt, humorvoll war er auch?

M.M.: Er war sehr humorvoll, wissen Sie. Humor und Selbstkritik. Er hatte nicht diese Schärfe der Selbstkritik, wo man sich dann immer vernichtet, wo man dann plötzlich gar nichts mehr ist, nein Selbstkritik wirklich im Sinne des „Auch-sich-selber-ertragen-Könnens“. Ich denke, man muß sich auch selber ertragen lernen, um Humor zu haben, sonst vernichtet man nur sich selbst mit seiner Selbstkritik und den anderen mit der Kritik und verliert den Blick für das Komische in jedem von uns, das in zahlreichen Situationen zum Ausdruck kommt.

FS: Das finden wir ein ganz schönes Schlußwort! Damit beschreiben Sie auch eine wünschenswerte Haltung für Balintgruppen und SupervisorInnen. Herzlichen Dank für das interessante und lebendige Interview!

REZENSIONEN

Anton Bittler (Hg.) *Frommer Mißbrauch? Zur Problematik katholisch klerikaler Hilfen und Helfer*, Tübingen 1993, 160 Seiten, DM 25,-, edition diskord

Als erste Orientierung wende ich mich dem Umschlagtext zu. Er gibt sachlich Einblick in das Thema dieses Buches: Kirchliche Sozialarbeit und institutionalisierte Hilfe durch die katholische Kirche. Die Autoren kennen die Institution seit vielen Jahren, sie sind Betroffene und beschreiben als solche „den inneren Zustand eines reglementierenden Macht-systems“ und die in ihren Augen verhängnisvollen psycho-sozialen Auswirkungen auf alle Beteiligten, Kleriker, abhängig Beschäftigte und Klienten. „Helfer und Hilfsbedürftige finden sich in eine Lebensweise eingezwungen, die entstellt und zerstört, was sie zu geben verspricht nämlich Zuwendung und Menschlichkeit“. Die Autoren möchten darstellen und reflektieren, „was Menschen im katholischen Helfermilieu erlitten haben und täglich neu erleiden“.

Der Umschlagtext könnte Interesse wecken. Der Gedanke kommt auf, hier wird versucht, ausgehend von konkreten Situationen die Bedingungen kirchlicher Arbeitssysteme im sozialen Bereich zu analysieren. Der Zusatz, was „Menschen im katholischen Milieu erlitten haben“, macht gleich wieder skeptisch. Um was geht es hier, um eine methodisch saubere und nachvollziehbare Analyse oder um einen Feldzug?

Beim Lesen des Vorwortes setzt sich die Ambivalenz von Interesse und Skepsis verbunden mit Widerstand fort. Laut Vorwort schreiben Betroffene, die unter der Doppelmoral der Kirche, dem Reflexions- und Aufklärungsverbot leiden und ihre eigene Hilflosigkeit in der Auseinandersetzung mit der Institution Kirche spüren. Ihre Vorstellung oder ihr Traum von einer anderen Kirche ist noch lebendig. An sich muß die Betroffenheit verbunden mit hoher Kenntnis der internen Vorgänge kein Hinderungsgrund sein, institutionelle Vorgänge zu beschreiben; reflektiertes Beschreiben oder Aufarbeiten eigener Erfahrungen kann fachlich fundiert, wissenschaftlich und gewinnbringend sein. Sie führen eine Erkenntnis Drewermans an, daß der Mensch in totalitär erlebten Systemen zur Opfer- und Märtyrerhaltung neigt, aber auch zwangsläufig versucht, „auch andere unbewußt zu Opfern zu machen und zum Opfern anzuhalten, um seine Einsamkeit und Hilflosigkeit auszugleichen“. Diese Erkenntnis wird nur wieder auf Ordensfrauen angewandt und scheinbar bestätigt. An sich ist dieses (eigentlich) eine interessante These, die es lohnt, in der Praxis der kirchlichen Sozialarbeit zu überprüfen.

Weiter im Vorwort auf Seite 12 verändert sich mein Interesse in größer werdende Skepsis, Abneigung, und ich bekomme einen Widerstand. A. Bittler schreibt: „und spätestens hier verbietet sich schmunzelndes Achselzucken, niemand kann sich mehr um eine Stellungnahme herumdrücken“. Und weiter: „Wer aber protestiert, hat noch Hoffnung.“ Solche kategorischen Sätze kenne ich aus meiner eigenen katholischen Sozialisation. Sie waren meist alternativlos. Der Eindruck verstärkt sich: es geht nicht um Analyse, eher um einen Kreuzzug, in den ich mich einzureihen habe. Meine Skepsis gegenüber diesem Buch war gewachsen. Sie begleitete mich selektiv beim Lesen und Durcharbeiten.

Das vorliegende Buch ist eine Aufsatzsammlung. A. Bittler verfaßte den Artikel: „Vertrocknete Zisternen oder: vom Innenleben Schwarzer Hilfe“, Uta-Maria Heim schreibt über „Ich meine, im Bett ersticken zu müssen. Eine Auseinandersetzung mit dem Arbeitgeber Kirche“, Stefanie David: „Jahre im Kloster oder: Verkümmern unter dem Deckmantel der Frömmigkeit“, und Helga Schauer-Seidensticker „Getünchte Grabmäler und Totengebein oder: Erfahrungen mit der krankmachenden Doppelmoral in der katholischen Kirche“. Die Titel klingen dramatisch, die benutzten Bilder sind drastisch, von existentiellen Bedrohungen begleitet. Meine Phantasie, hier werde zum Kreuzzug geblasen, erhält weitere Nahrung. Gefühlsmäßige Betroffenheit, Entrüstung sind eigentlich die Konsequenz auf solche Ankündigungen, es sei denn, man hat schon vorher einen Widerstand.

Die eingehende Besprechung aller Artikel möchte ich hier nicht vornehmen. Ich möchte eher meinen Eindruck beschreiben: Ich bin zum Teil bewegt von den menschlichen Schicksalen, bei weniger gut verlaufener eigener Biographie hätte der eine oder andere Weg auch meiner sein können. Die Analyse der Vorgänge ist zu kurz gegriffen, die „Schuldigen“ stehen bereits vorab schon fest. Mein Verstand ist nicht gefragt, eher meine Solidarität bzw. meine Position dazu, wie die Autoren schon, wie oben zitiert, im Vorwort deutlich machten.

Schon an dieser Stelle bearbeite ich ungern dieses Buch weiter für die Rezension. Im weiteren möchte ich exemplarisch auf zwei Artikel näher eingehen: zuerst auf den Artikel von A. Bittler: „Vertrocknete Zisternen“ und danach auf H. Fishedicks: „Die Angst vor dem Spiegel. Zum Verhältnis von Kirche und Psychoanalyse“. Bittler schreibt, daß er bewußt subjektiv vorgehe, der Leser könne dann entscheiden, ob die Darstellung seinen Erfahrungen entspricht. Methodisch soll so vorgegangen werden, „daß die einzelnen als besonders relevant für unsere Thematik erachteten Befunde Drewermanns daraufhin untersucht werden, was sie jeweils für die in Rede stehende Personengruppe (Kinder, Angehörige, Erzieher)

bedeuten“ (Seite 33). Genau diese Vorgehensweise ist das Problem dieses Artikels. Thesen/Befunde Drewermanns werden nicht auf den Prozeß der institutionellen Hilfe oder auf den Prozeß zwischen Helfer und Klient angewandt, sondern nahezu ausschließlich auf die Gruppe der Ordensfrauen, die z. B. in Institutionen der Jugendhilfe arbeiten. So auf Seite 33: Zitat Drewermann aus dem Buch „Kleriker“, „daß ein Kleriker, wo immer er auftaucht, (...) allein durch den Status der Klerikerrolle (...) in eine absolut vorrangige Bedeutung gerät“. Zitat Bittler: „und dies natürlich um so mehr, wenn er – und sei es an durchaus untergeordneter Stelle – den Träger des Hauses (und d. h. die eigentliche Macht) repräsentiert“. Danach geht es nicht weiter. Interessant wäre es zu erfahren, was in der Mitarbeiterschaft einer solchen Einrichtung geschieht, welche Infrastruktur die Mitarbeiter sich schaffen, welche Auswirkungen dieses Phänomen auf die Arbeit mit den Klienten hat.

Oder auf Seite 35: Eine Erzieherin beschreibt die Beziehung zur Leiterin des Hauses (Ordensfrau), sie fühle sich wie in Watte, die Autorität sei allgegenwärtig, aber nicht zu fassen, sie habe ständig das Gefühl im Unrecht zu sein, oder erlebe sich oft als Kind mit dem ambivalenten Wunsch sich anzuvertrauen, aber genau das auch als Bedrohung der Selbständigkeit zu erleben. Diese Schilderung erlebe ich als Schuldzuweisung gegenüber der Leiterin, der institutionelle Prozeß wird nicht analysiert bzw. die Autoritätsproblematik der Erzieherin, und die wechselseitige Interaktion und Beziehung wird nicht beschrieben.

Die Befunde Drewermanns scheinen alles zu erklären, weiter darüber hinaus wird nicht analysiert. Daß die Kirchen einiges davon verstehen, mit Macht umzugehen, ist nicht neu. Auf die Frage, wie sich dies im sozialen Hilfs- und Arbeitsprozeß niederschlägt, gibt es keine Antwort. Nur die Befindlichkeit der Ordensfrauen und einiger Erzieher/innen wird beschrieben. Es bleibt aber auf der individuellen Ebene. Daß Kollusion bzw. Spannungen zwischen Arbeitnehmern/Arbeitnehmerinnen und dem bevorzugten Arbeitsfeld bestehen, ist eigentlich auch nichts Neues: so zum Beispiel auch zwischen dem Arbeitsfeld Supervision und den darin handelnden Personen. An dieser Stelle läßt A. Bittler den Leser stehen.

Hatte ich an dieser Stelle sehr deutlich den Eindruck, zu einem Kreuzzug bewegt werden zu sollen und Widerstand dagegen zu spüren, war ich nun zwar wenig geneigt, aber dennoch gespannt auf den Beitrag Fishedicks „Zum Verhältnis von Kirche und Psychoanalyse“. Herbert Fishedick nennt seinen Artikel „Die Angst vor dem Spiegel. Zum Verhältnis von Kirche und Psychoanalyse“. Kirche versucht, so seine Position, die Psychoanalyse als Hilfswissenschaft für die Theologie zu nutzen. Sie sieht in ihr die Möglichkeit, den Menschen besser zu verstehen. Ähnlich ist die

Kirche auch mit der Philosophie oder mit anderen Humanwissenschaften umgegangen. Vom Selbstverständnis her muß sie genau so verfahren. Seine Kritik ist, daß Kirche sich aber niemals selbst auf die Couch gelegt hat, um ihre Gewordenheit und ihre Bedingungen zu erforschen. Dieser Gedanke ist der Wunsch, der diesen Artikel steuert, denn im weiteren werden die Ängste und Probleme der Kirche und ihrer Amtsträger mit der Psychoanalyse und gegenüber der Psychoanalyse in Thesenform beschrieben.

Freud habe herausgefunden, daß der Mensch nicht einmal Herr in seinem eigenen Hause sei und viele Schwierigkeiten und Probleme des Menschen aus dem Unbewußten entstünden. Damit gerate die Psychoanalyse in Konflikt mit der Moral, die darauf bestehen müsse, daß der Mensch „frei ist, wenn sie ihm sein Handeln als Sünde anrechnen will“ (S. 21). Die unbewußte Dynamik im Menschen setzt Fishedick bewußt gegen die Moral ab, die nach seiner Meinung den freien Menschen voraussetzt. Dieser Gegensatz läßt sich nicht so leicht nachvollziehen, es sei denn, die Psychoanalyse und die Erkenntnisse über das Unbewußte werden als Abwehr eingesetzt.

Angst vor dem Verlust des eigenen Haltes und der eigenen Sicherheiten bestimmten ebenfalls das Festhalten an Glaubenswahrheiten und die Dogmatisierung von Glaubensinhalten durch Instanzen der Kirche. Ebenfalls gebe es eine Abwehr gegen die Aufarbeitung der eigenen Geschichte, die vieles enthüllen und in Frage stellen würde. Die Integration des Unbewußten bedeute auch eine Korrektur einer einseitig rationalen Lebensauffassung.

Der Dialog mit der Psychoanalyse bedeutet so viel Unwägbarkeiten und Probleme, so die Ansicht Fishedicks, daß er auch in den nächsten Jahren trotz sinkender Mitgliederzahlen und Priestermangels nicht stattfinden werde.

Hinter allem ist immer wieder deutlich spürbar der Wunsch nach Veränderung der real existierenden Kirche und die Sehnsucht nach einer annehmenden Kirche. Auch da fehlt eine breitere Analyse, welche Schwierigkeiten haben Gemeindemitglieder mit der Kirche bzw. welchen Widerstand haben sie gegen eine neue, nun tiefenpsychologisch aufgeklärte, Kirche. So nah mir auch einige Gedanken sind, so sehr schmeckt die Richtung nach einer neuen aufgeklärten Glückseligkeit. Auch dann bleibt eine Realität draußen.

Das vorliegende Buch hat Widerstand erzeugt und mich fachlich nicht überzeugt.

Theo Niederschmid

U. Gintzel, E. Jordan, D. Kreft, I. Mielenz, J. Münder, R. Schone, G. Trauer-
nicht (Hrsg.): Jahrbuch der Sozialen Arbeit 1997, Münster, Votum Verlag,
204 Seiten, DM 34,80.

Auch wenn es für die Supervision wichtig ist, stetig nach neuen Möglichkeiten im Beschäftigungsmarkt zu suchen, ist der Blick auf das „Mutterland“ der Supervision, der Sozialarbeit nicht zu vernachlässigen. Dieser Blick wird uns u. a. durch das Jahrbuch der Sozialen Arbeit, ermöglicht.

Die o. g., fachlich anerkannte Herausgebergruppe muß sich freilich nach ihren Motiven befragen lassen, wenn sie in bewußter Anknüpfung an die Tradition der Jahrbücher der Sozialen Arbeit aus den 70er Jahren (Hrsg.: Barabas, Blanke, Sachße, Stascheit) ab 1997 wieder Jahrbücher herausgeben will. In ihrem Vorwort geben die Herausgeber ihre politische Visitenkarte ab, indem sie angesichts der immer weiter auseinanderlaufenden Schere zwischen Arm und Reich das Bekenntnis zur solidarischen Gesellschaft entgegensetzen, „die um Ausgleich bemüht ist und hierzu ein funktionierendes Sozialleistungssystem erhält und weiterentwickelt, mit dem sie gesellschaftliche Ungleichheiten mildert und Menschen in materiellen und sozialen Krisen Beratung, Hilfe und Unterstützung zu deren Überwindung anbietet“ (S. 8.).

Mich mit diesem Jahrbuch zu beschäftigen ist reizvoll und riskant – gehört doch einerseits die Herausgebergruppe zu meinen (fach-)politischen Weggefährten, andererseits bekomme ich durch meine Arbeit im Profit-Bereich immer auch die „andere Seite“ mit, d. h. die „Seite“, die, aus einer Perspektive heraus, z. B. für die Vernichtung von Arbeitsplätzen verantwortlich gemacht wird oder – so die andere Position – sich für die Überlebensfähigkeit von Unternehmen einsetzt.

Absicht des Jahrbuches sei es nicht, so die Herausgeber, „rückwärtsge- wandte, längst verlorene Abwehrschlachten neu zu beleben, sondern Bausteine dafür zu liefern, daß die Soziale Arbeit durch eine Repolitisierung sozialer Probleme bei einer gleichwertigen Qualifizierung der sozialen Praxis wieder eine stärkere Gestaltungsmacht bekommt und an einer gesellschaftlichen Perspektiventwicklung mitarbeitet“ (S. 10 f.).

Die Beiträge in dem Jahrbuch 1997 sind nach 3 Schwerpunkten gegliedert: 1. Sozialpolitik und Sozialstaatsdebatte, 2. Jugendhilfe – Hilfe zur Erziehung, 3. Jugendhilfe in Ostdeutschland.

Grundlage der Sozialstaatsdebatte im Jahrbuch 1997 sind zwei Beiträge von Johanno Strasser. Dabei ist es für ein Jahrbuch ungewöhnlich, daß der erste Beitrag von Strasser: „Grenzen des Sozialstaats oder Grenzen kompensatorischer Sozialpolitik?“ aus dem Jahrbuch 1977 stammt. Von den Herausgebern wird das mit der Aktualität des damaligen Beitrags von

Strasser legitimiert, als jemand, der schon früh die Zeiten der Zeit erkannt hätte, was dann ja wohl auch rechtfertigt, daß ein weiterer Beitrag von Strasser: „Entläßt der Sozialstaat seine Kinder? Grenzen gesellschaftlicher Solidarität“ aus dem Jahrbuch 1996 abgedruckt wird.

Mich interessiert an dieser Debatte und damit an den Beiträgen von Strasser auch die grundsätzliche Haltung der SupervisorInnen. Wir sind ja durch unsere permanente Präsenz im sozialen Feld geradezu herausgefordert, uns zu positionieren. Sind wir beobachtende Zaungäste oder Anwälte der Unterprivilegierten, die ihre schwache Stimme, durch uns verstärkt, in die öffentliche Diskussion einbringen könnten oder definieren wir uns auf der gesellschafts- und sozialpolitischen Ebene auch so, wie wir uns sonst verstehen, nämlich Aufklärung zu leisten, blinde Flecken aufzuhellen und bei der Realisierung tragfähiger Lösungen mitzuhelfen. In dem Beitrag des ehemaligen Jusos Johanno Strasser aus dem Jahre 1977 fällt die beklemmende Aktualität ungelöster Probleme auf, wenn er schreibt, „die in den letzten Jahren immer deutlicher zutagegetretenen Finanzierungsschwierigkeiten im System der sozialen Sicherung (...H. W.), die unter Bedingungen anhaltender ökonomischer Wachstumsschwierigkeiten und hoher Arbeitslosigkeit eher noch zunehmen dürften“ (S. 23). Dem heutigen Betrachter wird deutlich, daß weder die damals regierende SPD/FDP Koalition noch die dann folgende CDU/FDP Regierung diese Entwicklung aufhalten, geschweige denn, verhindern konnten.

Strasser sah 1977 den Sozialstaat insbesondere durch die CDU, die FDP und die Arbeitgeberverbände, sowie die „linken Antireformisten“ gefährdet. Während die letztere Gruppe keine politische Bedeutung mehr hat, fällt aus heutiger Sicht eine zunehmende Differenzierung in der inhaltlichen Position im „progressiven“ Lager auf (als Beispiel: Schröder – SPD, Schulte – DGB, Metzger – Grüne), die nach einem möglichen Regierungswechsel sich m. E. noch verschärfen werden. Interessant finde ich, wie sich die damalige Kritik am Sozialstaat in der aktuellen Debatte „verschoben“ hat. Daß das Ziel einer gerechten Sozialordnung erreicht ist oder daß der Ausbau des Sozialstaates die personale Freiheit eingeschränkt hat oder gar, daß der Sozialstaat sozialdemokratischer Prägung neue Benachteiligungen geschaffen hat wird heute im „rechten“ Lager nicht mehr ernsthaft behauptet. Die Kritik der „rechten Antireformisten“ (Strasser) konzentriert sich in meiner Wahrnehmung darauf, daß durch den Ausbau des Sozialstaates die Leistungsbereitschaft des einzelnen gefährdet ist (mißbräuchliche Inanspruchnahme von Sozialleistungen und zu geringe Diskrepanz zwischen Sozialhilfe und untere Einkommensklassen) und die zunehmende Schwierigkeit des Staates, Sozialleistungen zu finanzieren. Der letztgenannten Kritik stimmt Strasser schon 1977 zu, wenn er Walter Arendt, den damali-

gen Vorsitzenden der IG Bergbau, zitiert, der als Achillesferse sozialdemokratischer Sozialpolitik formuliert, „Wirtschaftswachstum ist eine unerläßliche Grundvoraussetzung der Sozialpolitik“ (S. 36). Daraus folgert Strasser: „Wenn dies richtig ist, so müßte eine länger anhaltende Störung des ökonomischen Wachstumsprozesses unweigerlich den Abbau von Sozialleistungen zur Folge haben“ (S. 36). Dies ist Realität in Deutschland 1997. Gleichzeitig war 1977 Realität und ist es nach wie vor, daß die Finanzprobleme Ausdruck „enorm gestiegener Belastungen durch Arbeitslosigkeit, Kostenexplosion im Gesundheitswesen, Verschlechterung des Verhältnisses von Aktivbevölkerung zu Rentnern, etc. und gleichzeitig geringere Steuereinnahmen aufgrund der ökonomischen Krise (S. 39) sind.“

Nach soviel bekannter Analyse interessieren die 1977 von Strasser angedachten „Wege aus der Krise der herkömmlichen Sozialpolitik“. Strasser schlägt eine „Akzentverlagerung von der kompensatorischen zur vorbeugenden Sozialpolitik“ (S. 45) vor, die im Ergebnis schlagwortartig bleiben:

- Bekämpfung der Ursachen sozialer Mißstände
- umfassende Gesellschaftspolitik unter sozialen Gesichtspunkten
- statt individuellem Verständnis, Berücksichtigung problemträchtiger Lebenslagen.

Auch wenn Strasser moralisch legitimiert ist, so muten die auf der politischen Handlungsebene gemachten Vorschläge wie „Durchsetzung einer autonomen Vollbeschäftigungspolitik“, „Bekämpfung der krankmachenden Faktoren im Arbeits- und Wohnbereich“, „Vorrang der präventiven Medizin“, „Erweiterung der Mitbestimmungsrechte“ und „vermehrte direkte lenkende Eingriffe in die Wirtschaftsabläufe“ 20 Jahre danach zwar lobenswert, aber auch antiquiert an. Wie reflektiert nun Strasser im Jahre 1996 seine damaligen Erkenntnisse? Resigniert stellt er zuerst fest: „Heute haben wir eine ganz andere Standortdebatte, in der jene sozialstaatlichen Errungenschaften eigentlich nur noch als lästige Behinderung vorkommen und es nur noch darum zu gehen scheint, möglichst viel davon loszuwerden, damit man auf den Weltmärkten bestehen kann“ (S. 59). Dann führt Strasser einige politische Faktoren an, die ich für bedenkenswert halte:

- Die inzwischen erreichte Zustimmung zur Demokratie in Deutschland ist für Strasser nur zu erhalten, wenn auch der Sozialstaat erhalten bleibt.
- Die Verteilung des Privatvermögens (10 % der Bevölkerung besitzen 50 % des gesamten Privatvermögens) ist äußerst ungerecht verteilt.
- Die anwachsende Arbeitslosigkeit ist der wesentliche Grund für die Instabilität des sozialen Sicherungssystem.
- Auf der wirtschaftspolitischen Ebene werden wichtige Innovationsentwicklungen, wie z. B. Solarenergie, verschlafen.

– Die Globalisierung, die Strasser zwar für eine Realität hält, eine Realität aber, die z. B. für die Gewerkschaften eine Schwächung ihrer Gegenmachtkontrolle bedeutet.

Nach dieser Analyse bedrückender Realitäten stellt Strasser die verständliche Frage: „Welche Chancen haben wir?“ und antwortet zum einem mit der „strategischen Option Europa“ (S. 64) und mit der Forderung nach einem Minimum an intelligenter Regulierung der Weltmächte, der Kapitalmärkte, der Geldmärkte, der Warenmärkte“ (S. 64). Im Gegensatz zum Aufsatz von 1977 führt auch Strasser den Begriff des „Umbaus des Sozialstaates“ ein. Was heißt das nun in der Perspektive von J. Strasser. Zuerst einmal spricht sich Strasser wenig spektakulär für eine Kürzung der Erwerbsarbeit aus, um dann als Kompensation für den Einkommensverlust eine Beteiligung an Produktionsvermögen ins Auge zu fassen. Ich halte das für eine interessante Perspektive, die zwar immer wieder in der politischen Diskussion auftaucht, die es aber verdient hätte, daß die Politik sich ernsthafter damit beschäftigt.

Desweiteren spricht sich Strasser für eine Veränderung des Generationsvertrags zugunsten der Jüngeren aus, gegen den Effizienzbegriff à la McKinsey in bezug auf die sozialen Dienste bei gleichzeitiger Forderung nach Effizienzsteigerung angesichts der Delegitimierung sozialstaatlicher Einrichtungen, für eine Kultur der Solidarität und den Erhalt von Werten.

An dieser Stelle finde ich die Ausführungen wenig originell – all dies wird in der Diskussion um Sozialpolitik und Sozialleistungen immer wieder postuliert, dabei aber die von Arendt formulierte „Achillesferse“, der Zusammenhang von Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik, in der Lösungsbearbeitung ausgeklammert.

Nach den eher programmatischen Aufsätzen von Strasser hat mich dann der Beitrag von C. Schrapper: „Zwischen Risikogesellschaft, Sozial-(Dienst)-Leistungs- und Verwaltungsmodernisierung? Anforderungen an eine zeitgemäße Heimerziehung“ interessiert, der ursprünglich vom Verfasser als Vortrag bei der Vereinskonzferenz des SOS Kinderdorfs gehalten wurde. Im ersten Teil dieses Aufsatzes faßt Schrapper prägnant gesellschaftliche Entwicklungen zusammen, die in den 90er Jahren – so Schrapper – die Jugendhilfe herausfordern. Ausgehend von den Kategorien des Soziologen Ulrich Beck, der für die Individuen in der Risikogesellschaft zwei gegensätzliche Anforderungen diagnostiziert: Zum einen die „Pluralisierung der Lebenswege“ und zum anderen die „Individualisierung der Verantwortung für den eigenen Weg“, was für Kinder und Jugendliche – so Schrapper – positiv bedeutet, „die Möglichkeit, entscheiden zu können ebenso wie die Notwendigkeit, sich entscheiden zu müssen, ist zum selbstverständlichen Horizont junger Menschen geworden“ (S. 132).

Was das im Fazit für die institutionalisierte Jugendhilfe bedeutet, bleibt bei Schrapper sehr allgemein: „Die oft riesigen und überfordernden Spannungen zwischen diesen Polen zu erkennen, auszuhalten und für das Kind oder den Jugendlichen produktiver zu gestalten, darin liegt eine der zentralen pädagogischen und persönlichen Herausforderungen bei der konkreten Gestaltung der Hilfen zur Erziehung in der Risikogesellschaft“ (S. 134).

Im weiteren diskutiert Schrapper das Kinder- und Jugendhilfegesetz als Leistungsgesetz, das die Personensorgeberechtigten und die Kinder und Jugendlichen als Leistungsberechtigte und nicht als Hilfeempfänger definiert, einer rechtsstaatlichen Entscheidungsprozedur unterliegt und sich den Mitwirkungs-, Beteiligungs- und Wahlrechten der Betroffenen und der kollektiven Kooperation, Beratung und Kontrolle der beteiligten Fachkräfte unterziehen muß. Darin liegen, wie ich aus der supervisorischen Praxis bestätigen kann, viele Überforderungen für alle beteiligten Gruppen. An dieser Stelle hätte es spannend werden können, nämlich dann, wenn Schrapper sich in die Praxis der Jugendhilfe hineinbegeben und z. B. beschrieben hätte, wie die Probleme bei der Beteiligung der Betroffenen und bei den Hilfeplangesprächen tatsächlich aussehen. Ähnliches gibt es auch für andere Leistungsverträge, wie z. B. den Jugendhilfeplan.

In den dann von Schrapper vorgestellten Aspekten zur Ausgestaltung der Jugendhilfe kommt der Aushandlung von Hilfebedarfen und Leistungen eine besondere Bedeutung zu. Das das KJHG bestimmende Aus- und Verhandlungsparadigma wird wie Schapper formuliert „zu einer harten Konfrontation für diejenigen, die sich in ihrer pädagogischen oder psychologischen Professionalität vorrangig als ExpertInnen für das Erkennen und Bestimmen von Lebenssituationen machen“ (S. 143).

Insgesamt ist Schrapper, auch in der Anbindung dieser mehr theoretischen Ausführungen an die Heimerziehungspraxis der SOS Kinderdörfer, ein guter Beitrag gelungen – in einem Jahrbuch, dessen regelmäßiger Bezug auch für Supervisoren und Supervisorinnen lohnend sein kann.

Harald Wirbals

AutorInnen

Mario Erdheim, Priv. Doz., Dr. phil., geb. 1940 in Quito (Ecuador), wuchs in Zürich auf. Studium der Ethnologie, Geschichte und Psychologie in Wien, Basel und Madrid. Befaßt sich als Ethnopschoanalytiker insbesondere mit dem Unbewußten in der Kultur. 1982 veröffentlichte er das Buch „Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit“, 1988 „Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur“. Neben seiner Praxis als Psychoanalytiker in Zürich arbeitet er als Privatdozent an der Universität Frankfurt am Main.

Angelica Lehmenkühler-Leuschner, Jg. 1950, Dipl.-Psychologin, Supervisorin (DGSv) und Psychotherapeutin in freier Praxis, Dozentin in der SupervisorInnenausbildung und Weiterbildung für SupervisorInnen beim Fortbildungsinstitut für Supervision, Münster e. V., Lehrsupervisorin und Balintgruppenleiterin. Studium der Germanistik, Textilgestaltung, Pädagogik und Psychologie.

Franz Leinfelder, Jg. 1947, Freiberuflicher Supervisor (DGSv) in Wiesbaden, Fortbildungsdozent und Trainer für Gruppendynamik (Deutscher Arbeitskreis für Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik), Lehrsupervisor und Balintgruppenleiter i. A., Vorstandsmitglied in der Deutschen Gesellschaft für Supervision.

Gerhard Leuschner, Jg. 1936, Dipl. Sozialarbeiter, Trainer für Gruppendynamik (DAGG), Supervisor (DGSv), Balintgruppenleiter, Leiter des FIS.

Peter Musall, Jg. 1943, Theologe, Psychotherapeut, Supervisor (DGSv); seit 1977 Dozent im Burckhardtthaus mit den Schwerpunkten Supervision, Balintgruppenarbeit, Traumarbeit und Dialog zwischen Theologie und Psychoanalyse; Gründungsmitglied der DGSv; Lehrsupervisor. Seit 1989 Direktor des Burckhardtthaus, gesamtverantwortlich für die Arbeit in Gelnhausen und Berlin.

Barbara Wiese, Dipl.-Psychologin (BDP), Psychoanalytikerin (DPV), Supervisorin (DGSv), Lehrsupervisorin (FIS), Balintgruppenleiterin für SupervisorInnen, lebt und arbeitet in Marburg/L.

Gerhard Wittenberger, Jg. 1941, Dr. phil., Dipl.-Supervisor (DGSv), Trainer für Gruppendynamik (DAGG), Psychoanalytiker (KPI/DPV, St. G.), Balintgruppenleiter.

Mechthild Zeul, Dipl. Psych., lebt als niedergelassene Psychoanalytikerin in Madrid und Frankfurt am Main. Sie ist Mitherausgeberin der Zeitschrift PSYCHE. Zahlreiche Veröffentlichungen auf dem Gebiet von Psychoanalyse und weiblicher Sexualität, Psychoanalyse und Film, zahlreiche psychoanalytische Fallgeschichten. Letzte Buchveröffentlichungen: Rückreise in die Vergangenheit. Zur Psychoanalyse spanischer Arbeitsremigrantinnen, Opladen 1985 (Westdeutscher Verlag) und „Carmen und Co. Weiblichkeit und Sexualität im Film“, Stuttgart 1997 (Verlag Internationale Psychoanalyse/Klett-Cotta).

Vorschau

FoRuM Supervision

Heft 12 – Oktober 1998

Supervision als selbstreflexive Institution

Redaktion:

Klaus-Peter Krahl und Gerhard Wittenberger

Adrian Gärtner: Supervision und Organisationsanalyse – Einsprüche gegen die vorschnelle Integration unterschiedlicher Beratungsmethoden

Katharina Gröning: Organisation als Kultur – zur soziologischen Begründung psychoanalytischer Organisationsberatung

Robert Eckert: Supervision und Moral

Jürgen Hilleke: Institution und Supervision

Elke Schallehn-Melchert: Rollengebundene Abwehr – das psychoanalytische Abwehrkonzept in der Supervision

Heft 13

Unbewußtes in Institutionen

Redaktion: Annemarie Bauer, Oberbadgasse 1, 69117 Heidelberg
Wolfgang Schmidbauer, Ungererstr. 66, 80805 München

Veranstaltungen

BURCKHARDTHAUS – 5., praxisbegleitendes Aufbauprogramm 1998–2002 *Balintgruppenleitung*.

Die Weiterbildung erstreckt sich auf einen Zeitraum von 4 Jahren und umfaßt Theorie-Praxis-Seminare, psychoanalytische Selbsterfahrung, regionale Balintgruppe und (Co-)Leitung einer eigenen Balintgruppe unter Supervision.

Leitung: Peter Musall in Zusammenarbeit mit Bernd Böttger, Prof. Dr. Adrian Gaertner, Dr. Rolf Klüwer, Prof. Dr. Jürgen Körner, Prof. Dr. Peter Kutter, Prof. Dr. Cornelia Rappe-Giesecke, Prof. Dr. Ulrich Rosin und andere.

Einführung: 5.–6. November 1998.

Bitte fordern Sie den Sonderprospekt „Balintgruppenleitung“ an.

Anfragen richten Sie bitte an: Peter Musall, Tel. 06051/89-239; Fax 06051/89-200, Burckhardthaus, Ev. Institut für Jugend-, Kultur- und Sozialarbeit e. V., Herzbachweg 2, 63571 Gelnhausen.

TOPS-Tage 1998: Veränderungsangst – Berater und ihre Kunden in Transformationsprozessen. 19.–21. Juni 1998 Berlin; Anmeldeschluß: 3. April 1998 TOPS Berlin.

1. Wiener Symposium „Psychoanalyse und Körper“ 9.–12.7.1998, Wien.
Veranstalter: WPS (Wiener Psychoanalytisches Seminar) und AKP (Arbeitskreis für analytische körperbezogene Psychotherapie).

Zielgruppen: Psychoanalytiker, Körperpsychotherapeuten, Psychotherapeuten, alle am Thema interessierten Personen.

Organisation und Auskunft: DDr. Peter Geißler, A-1030 Wien, Kölblgasse 5/8, Tel. 01/7985157; Fax 01/79851573, e-mail p.geissler@treangeli.at

2. Internationaler Kongreß für Transaktionsanalyse: Einheit durch Vielfalt. 12.–15. August 1998 Zürich.

Information und Anmeldung: Frau Eisenbach, Taunusstr. 60, D-61191 Rosbach

LUZIFER-AMOR

Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse

Heft 21:

Geschichte der Gruppenanalyse

ca. 160 Seiten - DM 36,-

Die Geschichte der Gruppenanalyse beginnt in England mitten im Zweiten Weltkrieg und ist mit den Namen von S. H. Foulkes und Wilfred R. Bion verbunden. Neben einem Rekurs auf den frühen Vorläufer F. Burrow und einer Vorstellung des Gruppentherapiemodells der Londoner Tavistock Clinic behandeln die meisten Beiträge dieses Heftes die Entwicklungen und Anwendungen der Foulkes'schen Gruppenanalyse. Als Quellentext wird Foulkes' Autobiographie erstmals in deutscher Übersetzung abgedruckt.

Beiträge von:

Hermann Argelander, Georg R. Gfäller, Ursula Haug, Michael Hayne, Liesel Hearst, Tony McCaffrey, Dieter Sandner, Alice Riccardi-von Platen, Hymie Wyse.

Wolfgang Loch

Theorie und Praxis von Balint-Gruppen

Gesammelte Aufsätze

D
W
in
Ei
Ba
Ei
de

ten von
1, die er
tit einer
zeit mit
erender
Aspekt
r.

edition diskord

Schwärzlocher Str. 104/b - 72070 Tübingen

Tel. 07071 / 40102 - Fax 07071 / 44710